Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Ernst Freiherr von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. — Dreiundzwanzigster Jahrgang. — 1868.

Dreizehnter Band. — 16

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

9

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Freiherrn Ernst von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowsky, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, G. Höcker, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1868. — Dreiundzwanzigster Jahrgang. — 1868.

Dreizehnter Band.

Modelle.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1868.

Modelle.

Humoristisch-socialer Roman

von

A. v. Winterfeld.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Kapitel.

Trockene Pinsel.

Wenn man es eifrig zu vollbringen strebt,
Gibt man dem Göttlichen des Menschlichen zuviel
Und unter geht Idee und Ideal.

Börjesson.

Die Nacht war herabgesunken auf Venedig, die alte, herrliche Lagunenstadt.

Das Meer lag ruhig und still, wie ein weicher Teppich, und die bleichen Strahlen des Vollmonds spielten und glitzerten auf seiner kaum merklich bewegten Oberfläche, wie das Schimmern einer reichen Golddurchwirkung.

Und aus dem tiefen geheimnißvollen Meeresgrunde schien auf wunderbar unerklärliche Weise die Stadt emporgewachsen zu sein, wie man es wohl in alten Märchen liest.

Losgerissen vom Festlande, hundertneununddreißig kleine Inseln an einander gedrängt zu einer compacten Masse, mit einander verbunden durch dreihundert zierliche Brücken, von einander getrennt durch hundertsiebenundvierzig Kanäle — das ist Venedig, die einstige Königin der Meere.

Und wenn man sie jetzt bei Nacht erblickt, so glaubt man wirklich, daß sie gestorben sei, so schwarz und stumm und lautlos liegt sie da, und die wenigen Lichter, die aus der dunkeln Masse flimmern, und das matte Gesumm, das aus der finstern Oede dringt, gleichen dem unvollkommenen Denken und Murmeln des Traums von einer fernen, großen Zeit.

Auf den weichen Wasserstraßen hört man nur ab und zu das leise melancholische Plätschern eines Ruders, und dann huscht eine altvenetianische Gondel vorbei, schwarz und gespenstisch wie ein Sarg, als traure sie darüber, daß ihr Gondolier nicht mehr singt und daß die holden Paare, die einst in ihrem Innern küßten und kosten, längst in den kalten Gewölben der kalten Marmorkirchen ruhen.

Wenn man aber die Königin der Meere bei Tage erblickt, dann glaubt man nicht mehr, daß sie gestorben sei, sondern man sieht nur ein wehmüthig trauerndes Weib, dem man die Krone aus dem ergrauten Haar

gewunden und das an die Grenze der Noth gekommen ist.

Die weißen Marmorpaläste stehen verstaubt und verödet; an ihren stolzen Stirnen haften gemeine Gasthofsschilder, oder aus ihren erblindeten Augen hängt die Anzeige, daß hier möblirte Zimmer zu vermiethen sind.

Wer sich ein poetisches Bild von Venedig bewahren will, muß es niemals bei Tage sehen, sondern nur des Nachts, wenn es träumt von seiner vergangenen Größe und sich bei Mondenschein in den alten phantastischen Schimmer kleidet.

Des Nachts kann man glauben, die Königin der Meere sei todt; wenn man aber aufmerksamer hinblickt, entdeckt man bald, daß in diesem kalten, todten Körper das Herz noch nicht gestorben ist, sondern, namentlich bei Nachtzeit, noch pulsirt im warmen, wenn auch traumhaften Leben.

Dieses Herz ist der märchenschöne Marcusplatz, ein überwältigender Anblick für den, der ihn zum ersten Mal betritt.

Ein riesiger Saal, von dem man die Decke abgehoben und in den nun von der hohen Himmelswölbung der Mond und die Sterne ihr mattes Silberlicht gießen, anstatt der Kronenleuchter und der Girandolen,

während ringsherum eine Reihe von Gaslaternen läuft und unter den Colonnaden hervor die hellerleuchteten Läden blitzen und schimmern.

Drei Wände dieses offenen Riesensaales werden von den beinahe in völlig gleichem Stil erbauten Palästen der Procuratien gebildet, während im Hintergrunde als vierte Wand die orientalisch-märchenhafte Marcuskirche sich erhebt und ihr zur Rechten ein Theil des Dogenpalastes sichtbar wird.

In derselben Ecke erhebt sich der hohe, unschöne Glockenthurm, gleichsam wie der Wächter der Stadt der alle ihre Geschicke gesehen, die guten wie die bösen.

Er sah den Dogenpalast fünfmal zerstören und immer wieder prächtiger aufbauen, er sah an der Piazetta die Flotten der Republik absegeln und siegreich wiederkehren, er sah die stolzen Nobili in ihrer schwarzen Tracht mit den goldenen Ketten um den Hals die Scala d'oro emporsteigen, er sah am Fuße der Scala de' Giganti das Haupt des Dogen Marino Falieri fallen, er belauschte die verzweiflungsvollen Klagen der armen Gefangenen in den Bleikammern, er sah ihre Leichen in den Kanal unter der Seufzerbrücke versenken, und ebenso ruhig wie damals schaut er noch heute hinab auf das nächtliche Gewimmel der Piazza di San

Marco und über die reizende Piazetta hinweg auf die Lagune, aus der sich, schwarz auf dem dunkelblauen Himmelsgrunde, die Insel San Giorgio mit der Kirche San Giorgio Maggiore und weiter rechts am Canale Grande die Santa Maria della Salute erhebt.

Diese stummen Zeugen der Weltgeschichte plaudern mit gar beredter Zunge zu denen, die sie hören wollen und können.

Auf dem eigenthümlich beleuchteten und ebenso eigenthümlich beschatteten Marcusplatze herrschte wieder das gewohnte nächtliche Treiben.

Ein summendes Gewimmel von dunklen Gestalten, die theils vor den Kaffeehäusern und Conditoreien in großen Gruppen zusammensitzen, theils plaudernd hin und her huschen auf dem glatten Marmorgetäfel, während aus verschiedenen Ecken eine leise, fast verhallende Musik ertönt, wie sanft klingende Träume aus einer fernen, schönen Zeit.

Wenn man näher hinblickt, entdeckt man allerdings, daß diese Töne der Wirklichkeit entstammen. Italienische Sängerinnen in verschossenen, tief ausgeschnittenen Kleidern, die zur Guitarren- oder Violinbegleitung Opernarien singen; hinfällige Greise, die ihren letzten Lebensodem in ein gebrechliches Fagott blasen; das helle, melodische Lachen der schönen Venetianerinnen, die mit

ihren schwarzen Augen so keck aus ihren schwarzen Schleiern blicken; das tiefere Gemurmel der sie begleitenden Herren; das ewige geschwätzige Anpreisen von Waaren; das eintönige „Acqua fresca!“ der Wasserverkäufer und das fast klagende „Gondola!“ der Gondoliere; das kurze und scharfe „Serva, signore!“ der bedienenden Kellner — dies Alles verschwimmt und verwebt sich zu einem so eigenthümlichen Klingen und Singen, daß es einen ganz wunderbaren Eindruck auf unsere Seele macht.

An einem kleinen Tisch vor dem glänzend erleuchteten und stark besuchten Café Florian saßen in einem summenden Chaos anderer Gäste zwei junge Männer, denen man auf den ersten Blick die deutsche Nationalität ansah

Sie hatten jeder ein Glas Eislimonade vor sich stehen und rauchten jene abscheulichen, langen, dünnen, krummen und schwarzen Cigarren, mit denen man schon in Welschtirol tractirt wird und die dort den sehr bezeichnenden Namen Rattenschwänze führen, während sie mit dem technischen Ausdruck Virginia-Cigarren heißen.

Da diese Dinger gewöhnlich sehr verstopft sind, so ist stets ein ziemlich steifer Strohhalm hindurchgezogen, den man vor dem Anzünden herausnimmt und sich

hinter das rechte Ohr steckt, um ihn bei wieder eintretendem Luftmangel gleich bei der Hand zu haben.

Der eine der beiden jungen Männer war der Maler Gersdorf. Sein leichter, mit einer gewissen genialen Nonchalance getragener Anzug, das in halblangem Gelock herabfallende dunkelblonde Haar, der volle, dichte Bart und das gewöhnlich ernst, fast melancholisch blickende Auge in dem bleichen Antlitz ließen sofort den Künstler und zwar den deutschen Künstler erkennen, während sein Freund, der Bildhauer Hallerstein, eher aussah wie ein altgewordener Student oder ein dickgewordener jugendlicher Liebhaber.

Das ganze Bestreben des vielleicht achtundzwanzig bis dreißig Jahre zählenden jungen Mannes schien darauf gerichtet zu sein, die Ausdehnung seines Körpers auf das möglich kleinste Maß zu beschränken; denn das dunkle Haar war kurz geschoren, der Bart rasirt und die schwellenden übrigen Theile durch die Kleidungsstücke dermaßen eingezwängt, daß man bei jeder Bewegung ein Platzen der Nähte befürchten mußte.

Dessenungeachtet und trotz der herrschenden Hitze schien sich der junge Mann durchaus nicht genirt zu fühlen oder wenigstens nicht genirt fühlen zu wollen; denn aus dem vollen, gerötheten Antlitz strahlten Froh-

sinn und Lebensfreude; die üppigen Lippen schienen nur zum Scherz gewölbt und die braunen Augen blick=ten ewig lächelnd in die Welt hinein.

Ein tieferschauender Physiognom freilich würde bald entdeckt haben, daß in dieser Brust auch Perlen des Ernstes und des Gefühls ruhten, die aber aller=dings nicht bei jeder Gelegenheit an Jedermann ver=schwendet wurden. Sie bildeten gleichsam die Reserve seines Charakters, die nur in wichtigen Fällen ins Feuer geführt wurde.

„Ich danke meinem Schöpfer, daß wir morgen dies verdammte Italien verlassen", sagte der Bildhauer Hallerstein, indem er den steifen Strohhalm hinter sei=nem rechten Ohr hervornahm und ihn ärgerlich durch seine schwarze, kohlende Cigarre stieß. „Im Anfang ist's ganz nett, aber auf die Dauer fühlt man sich doch sehr unbefriedigt und sehnt sich nach den heimischen Gauen zurück."

Der Maler lächelte auf eine etwas bittere Weise und schlürfte einen kleinen Schluck von seiner Eis=limonade.

„An Deiner Unbefriedigung ist nicht Italien schuld", entgegnete er, „und deshalb ist auch Deine Sehnsucht nach den heimischen Gauen keine echte."

„Ganz gewiß", warf der Bildhauer schnell ein,

indem er sich mit einer gewissen Grazie den steifen Strohhalm wieder hinter das Ohr steckte; „wir sind nun zwei Jahre in dem ewigen Rom gewesen, mit seiner ewigen Hitze, seinen ewigen Trümmern und seiner schließlichen Langweiligkeit. Bei aller Pracht und Herrlichkeit fühlt man doch eine stete Leere im Herzen und das ist eben die Sehnsucht nach dem deutschen Element, dem wir entstammen."

„Hast Du nicht Deutsche genug gehabt im deutschen Winkel des Café del Greco zu Rom?" fragte der Maler.

„Jawohl, übergenug", erwiderte Hallerstein, in seine verstopfte Cigarre pustend; „dieser deutsche Winkel in der Via Condotti kommt mir immer vor wie ein kleiner botanischer Garten, in dem auf italienischer Erde einige deutsche Gewächse kränkeln, weil sie das Klima nicht vertragen können — und weil sie falsch begossen werden", setzte er lächelnd hinzu.

„Oho!" rief Gersdorf; „ich dächte, Du hättest dem italienischen Wein doch wacker zugesprochen."

„Natürlich, zu wacker!" bekräftigte der Bildhauer; „deshalb habe ich mir eben den Magen und den Appetit davon verdorben und meine Sehnsucht nach dem deutschen Bier auf eine kaum mehr zu beherrschende Art gesteigert."

Der Maler lächelte wieder auf seine eigenthümliche Weise.

„Du freust Dich also wirklich darauf, das Café del Greco zu Rom und das Café Florian, vor dem wir jetzt sitzen, mit dem Café Schubert in Berlin zu vertauschen?“

„Furchtbar freue ich mich darauf!“ rief der Bildhauer leidenschaftlich. „Der Fensterplatz bei Schubert gehört zu den größten Seligkeiten meines Lebens. Wenn man da so sein volles, schäumendes Glas echten Erlangers vor sich stehen hat, eine gute Havanna raucht und auf die Straße hinausblickt, da senkt sich wirklich ein gewisser himmlischer Friede auf uns herab. Gegenüber liegt das oben abgeputzte Schauspielhaus, und von fünf Uhr ab kommen in Equipagen, Droschken oder per pedes apostolorum, je nach der Höhe ihrer künstlerischen Bedeutung, die Priester und Priesterinnen Thalia's nach ihrem Tempel gezogen, um sich in den heiligen Räumen zu Dolmetschern unserer großen und kleinen Dichter zu machen. Es ist interessant, wenn Othello in der offenen Droschke ankommt, den blanken Cylinder auf das geniale schwarze Haar gedrückt und in starken Zügen rauchend, um seine Cigarre noch zu Ende zu bringen. Vor dem Entrée des artistes trifft er mit seinem Fähnrich Jago zusammen, der ihm schnell

noch eine lustige Geschichte erzählt, ehe er ihm des Lebens Glück und Frieden für diesen Abend raubt, und während Othello noch darüber lacht, daß er leicht zu husten beginnt, rauscht Desdemona vorbei, der ein Mädchen ihr Sterbekleid nachträgt, ohne auch nur den geringsten Schauder dabei zu empfinden."

„Verkümmere mir nicht den letzten Abend in Venedig mit Deinen Schubert'schen Erinnerungen", unterbrach der Maler seinen Freund; „laß uns lieber noch einmal auf die Piazetta schlendern und die beiden Säulen anschauen, die ich immer so gern gemocht habe."

„Laß uns noch ein halbes Stündchen sitzen", wandte Hallerstein ein; „auf die Piazetta können wir immer noch gehen. Aber da Du gerade der beiden Säulen erwähnst, so wollte ich mir noch eine philosophische Bemerkung in Betreff ihrer erlauben, nämlich die, daß Alles in unserm Leben auf Wechselwirkungen beruht, in denen eben der Reiz des Daseins begründet liegt."

Der Maler sah seinen Freund fragend an.

„Du hast mich vorhin nicht aussprechen lassen", fuhr der letztere fort. „Du wirst Dich nämlich erinnern, daß, wenn man auf dem Fensterplatz bei Schubert den Blick von dem oben abgeputzten Schauspielhause in das mit angerauchtem Papier umsteckte Zimmer schweifen läßt, man an der Wand, links neben der

Klappe, in die alle die herrlichen Speisen hineingerufen und herausgeschoben werden, eine alte Lithographie in geschwärztem Goldrahmen bemerkt, welche jene beiden eben erwähnten Säulen und einen Theil des Dogenpalastes darzustellen versucht. Du glaubst gar nicht, mit welcher Sehnsucht ich oft jene alte Lithographie betrachtet habe, und jetzt, wo ich nur um die Ecke zu gehen brauche, um die beiden Säulen zu sehen, blickt das Auge meines Geistes mit derselben Sehnsucht zu dem behaglichen Fensterplatz bei Schubert zurück. Da hast Du ein Beispiel von der ewigen Wechselwirkung in unserm Leben."

„Und zugleich ein Beispiel für die Unechtheit Deines Sehnens", entgegnete der Maler. „Die deutschen Gaue scheinen für Dich identisch zu sein mit der Bierstube bei Schubert, und was Deine Unbefriedigung in Betreff Italiens anlangt, so hat das auch noch seinen Haken."

„Was für einen Haken meinst Du?" fragte der Bildhauer, seinen Freund anblickend.

„Du ärgerst Dich, daß Dein zweijähriger Aufenthalt in Rom resultatlos geblieben ist", sagte Gersdorf, „daß Du weder ein Originalwerk noch eine Copie nach Hause bringst!"

Hallerstein schob ein wenig die Unterlippe vor und

machte eine Art von sauersüßem Gesicht, dem man es ansah, daß er sich getroffen fühlte.

„Da kannst Du allerdings Recht haben", entgegnete er, wieder in seine schwarze Cigarre pustend; „aber daß ich weder ein Originalwerk noch eine Copie mit nach Hause bringe, hat auch wieder seinen tiefer liegenden Grund, den Du noch nicht erforscht zu haben scheinst."

„Nun, und der ist?" fragte Gersdorf neugierig.

„Ich kann nämlich keine Hände machen", flüsterte der Bildhauer, nachdem er sich vorher scheu umgesehen ob auch kein Lauscher in der Nähe sei.

Der Maler lachte.

„O, wenn Du weiter keinen Kummer hast, das Hinderniß ist leicht genug zu besiegen!"

„Wirklich?" fragte Hallerstein ziemlich verwundert. „Und willst Du vielleicht aus besonderer Rücksicht für mich die Freundlichkeit haben, mir die Mittel und Wege dazu an die Hand zu geben?"

„Von Herzen gern", lachte Gersdorf. „Du mußt Dein ganzes Leben lang die Venus von Milo copiren, die hat keine Arme und folglich auch keine Hände."

„Höre 'mal, das ist wirklich gar keine üble Idee, auf die Du mich da bringst", entgegnete Haller=

ſtein. „Weshalb haſt Du mir denn das nicht früher geſagt?“

„Weil ich noch nicht wußte, daß Du keine Hände machen kannſt“, antwortete der Maler.

Dann aber ſtrich er ſich durch das volle Haar, wie um trübe Gedanken zu verſcheuchen, und ſtimmte einen ernſtern Ton an.

„Die Sache iſt aber durchaus nicht ſcherzhaft, ſondern vielmehr recht tragiſch“, fuhr er dann fort; „namentlich da ich mich ganz in derſelben Lage befinde wie Du. Ich bringe auch kein Bild mit zu Hauſe, das mich berühmt oder doch wenigſtens bekannt machen und das mir meine Zukunft ſichern könnte. Zwei Künſtler, die aus Italien zurückkehren und nicht die geringſte Frucht ihrer Studien aufzuweiſen haben, ſtellen ſich ſelber ein ſchreckliches testimonium paupertatis aus. Wer wird uns Aufträge geben? Wovon ſollen wir leben?“

Der Bildhauer zuckte mit tragikomiſchem Lächeln die Achſeln, ließ ſie aber dann gleich wieder ſinken, weil er befürchtete, daß an ſeinem engen Anzug eine Naht reißen könnte.

„Dir iſt freilich jetzt geholfen“, ſprach der Maler weiter; „denn ſeitdem ich Dir in der Venus von Milo ein Modell ohne Hände gegeben habe, iſt der Aus-

übung Deiner Kunst keine Schranke mehr gesetzt, es sei denn, daß Du wieder auf neue Schwierigkeiten stießest; mit mir ist die Sache aber bedeutend schlimmer, denn ich bin noch nicht so glücklich, ein Modell gefunden zu haben."

„O!" warf der Bildhauer ein, „ich dächte, im Café del Greco wäre doch an hübschen Mädchen, die sich als Modelle anboten, kein Mangel gewesen, und da ich nicht wüßte, daß Du irgend einen Körpertheil nicht malen könntest, so sehe ich mich auch außer Stande, Deinen so eben gegen mich gethanen Ausspruch zu begreifen."

„Wie Du es an Dir selber erfahren haben mußt, trägt jeder Künstler ein gewisses künstlerisches Urbild in sich", sagte Gersdorf, den Kopf gedankenvoll in die Hand stützend, „und er sucht dieses Bild stofflich und zwar in schöner Form darzustellen. Während die Wissenschaft den Gedanken in sich trägt, faßt die Kunst diesen Gedanken auf und stellt ihn symbolisch dar, das heißt, sie versinnbildlicht ihn. In der Wissenschaft ist das Werkzeug der Gedanke; in der Kunst ist es ein vermittelndes Denken, welches sich ausspricht in der schaffenden Phantasie, in welche der Künstler den der Wissenschaft entlehnten Gedanken gleichsam einwickelt. Die Phantasie umkleidet die Idee mit Formen, und je höher sie sich erhebt zur vollendeten Form, desto

mehr nähert sie sich dem, was die Kunst Ideal nennt. Die künstlerische Thätigkeit geht also darauf hinaus, seine Idee dem Ideal möglichst nahe zu bringen. Je größer die Differenz zwischen dem Gedanken und der Darstellung, desto geringer ist das Kunstwerk; Vollendung wird erreicht, wenn jene Differenz Null ist. Du hast mich doch verstanden, Hallerstein?"

„I natürlich", entgegnete der Bildhauer; „ich drücke es blos nicht so gelehrt aus und wende es mehr auf das praktische Leben an. Mit Worten fechte ich nicht gern, wenn das Resultat wieder nur aus Worten bestehen soll; gib mir aber ein Factum, eine That, dann wirst Du einen ganz geschickten Diplomaten in mir kennen lernen."

Gersdorf lächelte.

„Jeder bildende Künstler trägt also ein Ideal in sich", fuhr er dann fort, „das er sich bestrebt mit Hülfe der Phantasie plastisch darzustellen. Ist die Phantasie eine überwiegend starke, so wird das Bild aus eigenem Schaffungsvermögen heraus zu Tage treten; reicht aber die Kraft der Phantasie nicht hin, so stellt sich das Bedürfniß nach einem fremden Hülfsmittel, das heißt nach einem Modell heraus. Für Künstler mit einer weniger kräftigen Phantasie und namentlich für Anfänger kommt es also darauf an, ein Modell zu finden,

das mit dem in der Seele geträumten Ideal die größtmögliche sympathische Verwandtschaft und Aehnlichkeit hat, ein Bild, das Begeisterung schafft, ohne welche keine Kunst möglich ist, eine Erscheinung, die unsere ganze Seele erfüllt, damit die Seele auch wieder in das Gemälde dringe. Ein solches sympathisches Modell, siehst Du, habe ich eben in Rom nicht gefunden, und da es mir anderswo auch wohl schwerlich begegnen dürfte, wird es wahrscheinlich mit meiner Künstlerschaft zu Ende sein, ehe ich den Anfang damit gemacht habe. Hat man durch die glückliche Nachbildung eines solchen Modells erst Vertrauen zu sich selbst bekommen dann ist der Weg schon leichter zu wandeln; aber ohne eine solche Einführung ist uns die Stümperschaft gesichert. Eine Malerexistenz ohne ein solches Modell ist wie ein Leben ohne Liebe."

In die Augen des Bildhauers schien jetzt eine jener Perlen getreten zu sein, die auf dem Grunde seiner Seele ruhten, denn er blickte seinen Freund so theilnehmend an, als wenn er ihm gern alle seine Schmerzen abnehmen möchte.

Im nächsten Moment aber spielte wieder das gewohnte harmlose Lächeln auf seinen Zügen, wie eine Maske ewiger Heiterkeit für eine ganze Brust voll echten, tiefen Gefühls.

„Du hast mir ein Modell gegeben, Bruder", sagte er dann, sich einen neuen Rattenschwanz anglimmend, „ich will versuchen, ob ich Dir nicht auch eins schaffen kann, wie Du es brauchst."

Gersdorf schüttelte ungläubig den Kopf.

„Nun, ich kann es doch wenigstens versuchen", fuhr Hallerstein fort; „ich habe nun einmal Vertrauen zu dieser Mission, und da Du weißt, daß ich die Schulden der Dankbarkeit ebenso wenig liebe als alle andern, so —"

„Still!" unterbrach ihn Gersdorf mit leiser Stimme. „Ich glaube, wir werden behorcht."

Der Bildhauer schwieg und sah sich dann unabsichtlich und wie zufällig in der nächsten Nachbarschaft um.

Da gewahrte er allerdings eine Persönlichkeit, welche die Befürchtung seines Freundes rechtfertigte.

Vier bis fünf Schritte von dem kleinen Tische, an dem sie saßen, stand nämlich ein sehr großer und überaus magerer Herr, der ganz und gar aus gelben Stoffen gemacht zu sein schien.

Der kleine gesteppte Hut, das Promenadenhemd, die locker um den Hals geschlungene Cravatte, der um den dünnen Körper schlotternde Anzug, die Zeugstiefel, die Handschuhe, das kurzgeschorene Haar, das Gesicht

und die übermäßig langen, von beiden Wangen tief herabfallenden Backenbärte, Favoris genannt, Alles war von derselben langweiligen hellgelben Farbe.

Der Fremde hatte ganz bestimmt vorhin die Unterhaltung der beiden Freunde zu behorchen versucht, denn als ihn Hallerstein zu Gesicht bekam, stand er noch, die hohe Gestalt leicht vornübergebeugt, da und schien mit seinen hellen, aus dem Kopf quellenden Augen die Worte auffaugen zu wollen, die noch auf die Lippen der beiden Plauderer treten möchten.

Als er sich bemerkt sah, zuckte er leicht zusammen, machte eine linkische Bewegung der Verlegenheit, trat dann vollends an den Tisch, lüftete kaum merklich den kleinen gelben Hut und redete Gersdorf in so seltsam klingenden Worten einer ihm gänzlich unbekannten Sprache an, daß dieser seine Verwunderung darüber kaum zu unterdrücken vermochte und nur durch Achselzucken zu erkennen gab, daß er durchaus nichts verstanden habe.

Den Fremden schien ein peinliches Gefühl zu durchziehen, denn in seinen Mienen verstärkte sich der Ausdruck ängstlicher Verlegenheit; aber dennoch lüftete er noch einmal den kleinen Hut und richtete nun an Hallerstein, nur mit etwas lauterer Stimme, dieselbe ganz wunderbar klingende Anrede,

mit der er vorhin Gersdorf in Verwunderung gesetzt hatte.

Der Bildhauer machte zuerst große Augen, dann wurden seine Backen plötzlich auffallend dick und gleich darauf platzte er heraus, daß ihm der Knoten an der Cravatte aufging.

Der Brust des Fremden entrang sich ein tiefer, schmerzlicher Seufzer und dann ließ er seine lange, dürre Gestalt auf einen Stuhl sinken, der noch unbesetzt neben dem Tische stand.

Die beiden Freunde blickten sich verwundert an.

„Est-ce que Vous êtes malade, Monsieur?“ fragte ihn dann Gersdorf mit theilnehmender Stimme, während Hallerstein seine aufgegangene Cravatte sich wieder so eng wie möglich um den Hals würgte.

Der Fremde schüttelte den Kopf und stöhnte noch einmal.

„Dem Aussehen nach hätte ich ihn für einen Engländer gehalten“, flüsterte Gersdorf seinem Freunde zu, „obgleich er eine Sprache redet, von der ich bisher keine Ahnung hatte.“

Der Gelbe mußte aber die leise gesprochenen Worte dennoch gehört haben, denn er hob sofort den Kopf empor und nickte mit einer Art freudiger Zustimmung.

„You're quite right“, kaute er zwischen seinen gel-

den Zähnen hervor. „I am an Englishman, but very unhappy, very unhappy; aber ein sehr unglöckliches Mensch!“ setzte er in gebrochenem Deutsch hinzu.

Hallerstein bekam schon wieder dicke Backen, aber diesmal ging der Anfall ohne Explosion vorüber.

„Sie reisen wohl zu Ihrem Vergnügen?“ begann der Maler nach einer Pause wieder die Unterhaltung, weil das Schweigen beinahe noch peinlicher war als das Sprechen.

Der Fremde stöhnte auf eine wahrhaft beängstigende Art und schüttelte seinen gelben Kopf, daß der kleine Stepphut beinahe die Balance verloren hätte.

„Also in Geschäften?“ fragte Gersdorf weiter.

„No!“ ächtzte der Gelbe.

„Wahrscheinlich, um sich zu bilden“, warf Hallerstein etwas sarkastisch ein.

„No!“ quäkte der Engländer noch einmal. „Gebildet haben ich mich leider schon vorher, und nun reisen ich durch ganzes Welt, um meiner Bildung anzuwenden; aber ich haben noch keiner Gelegenheit gefunden!“ fügte er, wieder mit einem fast verzweiflungsvollen Seufzer, hinzu.

„Dann dürfte es allerdings wohl an der Zeit sein, die Hoffnung aufzugeben“, sagte Hallerstein.

Sein Freund warf ihm einen leicht vorwurfsvollen Blick zu und wandte sich dann wieder an den Fremden.

„Wie gefällt Ihnen Venedig?“ fragte er, um doch etwas zu fragen.

„Aoh!“ entgegnete der Engländer, indem er ein sehr kluges und wichtiges Gesicht zu machen versuchte. „Venezia hat eine sehr große Merkwördigkeit und eine sehr große Annehmlichkeit!

„Und welche wäre das?“ fragte Gersdorf.

„Die sehr große Merkwördigkeit ist nämlich die“, erklärte der Gelbe, „daß Venezia der einzigste Stadt ist, wo kein Pferd und kein Wagen ist, und die sehr große Annehmlichkeit ist die, daß man hier am bequemsten und billigsten baden kann auf die ganze Erdball. Man entkleidet sich in seinem Zimmer, springt aus die Fenster, liegt im Wasser, klettert wieder 'rein, zieht sich wieder an und damit ist der Geschichte abgemacht.“

„Sehr wahr!“ sagte Gersdorf, während Hallerstein mit großer Mühe eine Explosion unterdrückte.

Der Engländer fühlte sich sichtlich geschmeichelt durch die Anerkennung, die ihm zu Theil wurde, denn er richtete sich aus seiner zusammengesunkenen Stellung empor und blickte den Maler mit seinen hervortretenden

Augen an, als wenn er ihn mit Weisheit überschütten wollte.

„Haben Sie schon gesehen die Häuser von Othello und Desdemona?“ fragte er.

Gersdorf nickte.

„Das Haus von Othello, an der Piazza del Carmen, Nr. 2614, ist richtig, aber das Haus der Desdemona am Canale Grande ist falsch“, erklärte der Gelbe.

„Wie so?“ fragte Gersdorf lächelnd.

„Weil unser großer Shakspeare die erste Scene im Othello vor Desdemona's Haus auf einer Platz spielen läßt“, antwortete der Engländer, „aber vor Desdemona's Haus ist kein Platz, sondern Wasser, folglich muß es ein anderer Haus gewesen sein.“

„Sehr wahr!“ bekräftigte nun auch Hallerstein, der sich ebenfalls über den Engländer zu amüsiren begann.

Der gelbe Mann verbeugte sich, dann erhob er seine lange Gestalt plötzlich von dem Stuhl, berührte mit der rechten Hand den kleinen Stepphut und sagte mit einer gewissen Liebenswürdigkeit, die ihm aber sehr ungewohnt zu sein schien: „Mr. Shrimps of Harroldwick.“ Nach dieser Selbstvorstellung bog er seinen langen Körper wieder zu einer sitzenden Stellung zusammen.

Die beiden Freunde erhoben sich ebenfalls, nannten ihre Namen und sanken auf ihre Stühle zurück.

Dann folgte eine Art verlegener Pause.

„Sie haben also schon recht viel gesehen?“ begann endlich Gersdorf wieder die Unterhaltung.

Der Engländer seufzte von neuem, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, und die erzwungene Liebenswürdigkeit in seinen Zügen machte sofort einer tiefen, fast verzweiflungsvollen Schwermuth Platz.

„Yes, Yes“, murmelte er, mit trübem Kopfnicken, „ich haben schon sehr — sehr — sehr viel gesehen, aber leider noch immer — immer — immer nichts gehört!“

Und dann stützte er das gelbe Haupt in beide Hände und wiegte den langen dünnen Oberkörper hin und her, als wenn er durch diese Bewegung seine innern Schmerzen mildern wollte.

Die beiden Freunde wußten gar nicht, was sie von diesem seltsamen Gebaren denken sollten, und machten schon der eine dem andern Zeichen, daß sie sich heimlich entfernen wollten, als der Engländer plötzlich wieder den Kopf emporwarf und mit lauter Stimme rief:

„Garzone!“

„Signore!“ antwortete sofort eine helle Stimme und im nächsten Moment stand ein eleganter Kellner

im Leibrock und weißer Cravatte neben dem Engländer.

„Datemi del punsch per tre personi!“ sagte der letztere in ziemlich schlechtem Italienisch.

„Subito, signore!“ rief der Kellner mit einer merkwürdigen Energie und war im nächsten Moment wieder verschwunden, um nach einigen Minuten mit einem großen Napf Punsch zurückzukehren, den er auf den kleinen Tisch niedersetzte.

„So!“ sagte der Engländer, nachdem er bezahlt, und rückte seinen Stuhl näher heran. „Nun bitte ich Sie, meine Herren, helfen Sie mir trinken ein Glas Punsch, if You please!“

Und damit füllte er die Tumbler und schob den beiden Künstlern die ihrigen zu.

„Aber, ich bitte Sie“, sagte Gersdorf, unwillkürlich ein wenig zurückweichend, „wer kann denn bei dieser Hitze Punsch trinken!“

„Ich!“ entgegnete Mr. Shrimps mit großer Bestimmtheit, indem er sein Glas fast gierig hinunterschlürfte.

„Erlauben Sie, aber wir nicht“, protestirte nun auch Hallerstein, dem in seinem engen Anzug so schon sehr warm war. „Davon bekommt man ja eine Glut in den Leib, daß man die ganze Nacht nicht schlafen kann.“

„Was ist eine schlaflose Nacht gegen ein ganzes unglöckliches Leben?“ sagte der Engländer, indem er den Bildhauer fast wehmüthig anblickte. „In der Punsch liegt ein kurzes Trost, ein flüchtiges Vergessen! Bringen Sie mir ein einziges von Ihre viele ruhige Nächte zum Opfer, damit ich ein einziges schlafloses Nacht weniger habe.“

Hallerstein konnte dieser eindringlichen Bitte nicht widerstehen und trank; Gersdorf ließ sich ebenfalls verleiten und bald war das Niveau des immer leichter dampfenden Punsches um die Hälfte gesunken.

Die Unterhaltung wurde lebendiger, und der Engländer wurde gar nicht müde, von seinen Reisen zu erzählen und welch merkwürdige Entdeckungen und Wahrnehmungen er auf denselben gemacht, obgleich dieselben theils unsinnig, theils bereits allgemein bekannt waren.

So erzählte er unter Anderm, daß er das Urbild von Bürger's „Lied vom braven Mann“ in dem benachbarten Verona entdeckt habe, indem ein gewisser Andreas Giovanelli auf dem Ponte delle Navi mit eigener Lebensgefahr den Thurmwärter und noch sieben Personen gerettet.

Als Hallerstein darauf erwiderte, daß er selber mit eigenen Augen auf der erwähnten Brücke die betreffende Inschrift gelesen und mit eigenen Ohren die

Ergänzungen des vortrefflichen Fremdenführers Ferdinando Pfalidi gehört habe, erklärte der Engländer steif und fest, daß das auf einer Verwechslung beruhen müsse und ganz unmöglich sei.

Um dem Gespräch eine andere, für ihn interessantere Wendung zu geben, benutzte Gersdorf eine kleine Pause, in welcher der Engländer sich einmal wieder die Lippen naß gemacht hatte.

„Halten Sie meiner Wißbegierde die allerdings etwas indiscrete Frage zu gute, Mr. Shrimps", wandte er sich höflich an seinen Nachbar; „was war das für eine Sprache, in der Sie vorhin die Freundlichkeit hatten, uns anzureden?"

Der Engländer, der eben einen Ansatz gemacht hatte, um dem ersten Schluck einen zweiten folgen zu lassen, setzte schnell das Glas auf den Tisch nieder und seiner Brust entrang sich derselbe schmerzliche Seufzer, deren er vorhin schon mehrere zu Tage gefördert hatte.

„Das weiß ich leider selber nicht, was das für eine Sprache war", entgegnete er mit kummervoller Miene, „und das ist ja eben mein ganzes, schreckliches Unglück!"

Und dann stützte er den Kopf wieder in beide Hände und verfiel in seine alten düstern Träumereien.

Gersdorf that es aufrichtig leid, die Heiterkeit des

gelben Mannes durch seine Frage verscheucht zu haben, und er dachte darüber nach, wie er wohl seinen Fehler wieder gut machen könne.

„Wie wäre es, Mr. Shrimps", begann er nach einem Weilchen wieder, „wenn Sie uns die Ursache Ihres Unglücks erzählten? Die Mittheilung pflegt fast immer den Schmerz zu erleichtern, und wenn Sie Vertrauen zu uns gewonnen haben, sollten Sie uns in der That Ihr Herz ausschütten."

Der Engländer hob das Haupt und blickte Gersdorf mit einer Miene an, als wenn ihm die Aufforderung gar nicht unangenehm wäre.

„O, das ist ja auch gar kein Geheimniß", entgegnete er. „Ich vermeide allerdings gern die Gespräch über das Gegenstand, weil es mich immer von neuem beunruhigt; aber da ich nun doch einmal aus mein frohes Sinn gerissen bin, will ich das Versuch wagen, ob der Mittheilung wieder besänftigt meinen Kummer. Hören sie also der Geschichte von meines Unglück."

Die beiden Freunde richteten ihre Blicke voll regen Interesses auf den Engländer, und der letztere begann:

„Ich bin geboren zu Harroldwick auf der Insel Unst, das nördlichste von der Shetland-Inseln, hoch über Schottland, hoch über Orkney-Inseln, mitten in Wasser, mitten in großes Weltmeer. Ist trauriger

Land, der Insel Unst. Weißer Sand und nackte, kahle Berge — im Innern Alles öde und wüst. Großer Ebene voll schwarzes, trauriges Torfmoor oder dürres frostiges Haidekraut, das fortwährend bebt und zittert, wenn kalter, nasser Wind darüberhin fegt. Kein Wald auf ganzer Insel — kein Baum — blos niedriges Wachholdergebüsch, wo nicht reif dran wird blaue Beeren. Ist immer windig und kalt auf Insel Unst — kurzes Sommer mit wenig mattes Sonnenschein, das nicht wärmt — sonst immer Wind und Sturm und Regen — saust und braust ganzes Jahr, saust und braust ganzer Leben lang. Mein Vater war reichstes Mann in kleines Harroldwick — armes Fischer gewesen, aber sehr fleißig und sehr praktisch — nach und nach großes Vermögen erworben durch Handel mit das Häring. Er hatte wohl hundert eigene Boote, und wenn Alles war vollgefangen, dann fuhr er mit kleines Häringsflotte nach Lerwick auf Insel Mainland, das größte und südlichste von allen Shetland-Inseln, und verkaufte alles Häring an die Schiffer von Holland.

Ich war einziges Kind und blieb immer zu Hause bei meines Mutter in Harroldwick und sah keine andere Menschheit als schmuziges Häringsfischer und hörte nichts Anderes, als wenn frostiges Wind sauste und brauste über armer trauriger Insel Unst.

Mein Vater hatte wohl Mitleid mit liebes Mutter und mit mir; aber er war auch praktisches Kaufmann und wollte sein Handel nicht aufgeben; deshalb blieb er in Harroldwick und wurde immer reicher und reicher. Um aber doch zu thun, was sich vertrug mit sein Geschäft, ließ er mir geben ein ausgezeichnetes Erziehung und hielt mir jahrelang einen Erzieher, den er sich verschrieben hatte von ein Geschäftsfreund in Edinburgh in Schottland. Als ich geworden war sehr klug, schickte mein Vater das Erzieher wieder weg und wollte mich nun noch lassen lernen mehrere moderne Sprachen, hauptsächlich Deutsch und Französisch, weil das sehr nötzlich ist in das Geschäft. Da das Freund in Edinburgh unterdeß war gestorben, ließ mein Vater einsetzen in der Zeitung, daß er haben wollte ein deutsches Sprachlehrer, und kam auch richtig deutsches Sprachlehrer an und sprachlehrte mich drei ganze Jahre, täglich zwei ganze Stunden. Als ich nun sehr vortrefflich Deutsch gelernt hatte, schickte mein Vater das Lehrer wieder weg und ließ in der Zeitung setzen, daß er haben wollte ein französisches Lehrer, und kam auch richtig nach lange, lange Zeit ein französisches Lehrer an und lehrte auch wieder drei ganze Jahre, täglich zwei ganze Stunden.

Mittlerweile war ich geworden zweiundzwanzig

Jahre, und da gab mir mein Vater eine große Masse Geld und sagte zu mir: So mein Sohn, nun hast Du sehr viel gelernt, nun gehe hinaus in das weite Welt, sammle Erfahrungen, wende Deine Sprachkenntnisse an und komme nicht eher wieder, als bis Du so viel wie irgend möglich Nutzen davon gehabt hast. Ich dankte sehr mein gutes Vater und reiste ab. Ich habe gesehen Edinburgh und London; aber ich hielt mich nicht lange auf, weil alle Menschen sprachen englisch, und ich brannte doch vor das Begierde, anzuwenden meiner neuen Sprachen, der mir geworden waren ausgezeichnet sauer.

Ich eilte über Holland nach Deutschland und hatte da einen sehr großen Nutzen; denn sowie ich anfing zu sprechen, freuten sich alle Menschen darüber, daß ich konnte so gut; denn sie lachten, bis ich hatte gemacht den Mund wieder zu.

Das machte mir ein sehr merkwördiges Vergnügen und ich konnte nun nicht abwarten die Zeit, wo ich würde machen den Franzosen und mir denselben Genuß.

Als ich kam an französischer Grenze, machte ich schon ein ganzer Weile vorher den Mund auf, um gleich bei der Hand zu haben ein recht elegantes Redensart, und als ich die Zollbeamten erblickte, sagte ich ihnen

auf Französisch, daß es wäre heute wunderschönes Wetter.

Ganz dieselbe Geschichte wie in Deutschland. Sowie ich wieder zugemacht hatte das Mund, freuten sich die beiden Zollbeamten so ausgezeichnet, daß ihnen ordentlich die Thränen in die Augen kamen vor Lachen.

Das machte mir wieder ein sehr merkwördiges Vergnügen. Das war aber auch mein letztes; denn von nun an wurde ich außerordentlich unglöcklich.

Wenn ich nämlich französisch redete, lachten alle Menschen, die es hörten zu, immer ganz erschrecklich; aber nachdem das eine Weile so fortgegangen war, machte ich der schrecklichen Entdeckung, daß sie mich gar nicht verstanden und daß ich sie auch nicht verstand.

Ich dachte erst, ich hätte mich unterwegs verirrt und wäre gekommen in ein ganz anderes Land, aber mit mein Reisehandbuch stimmte Alles überein, und so war denn leider kein Zweifel mehr zu ermöglichen.

Ich hatte nicht gelernt französisch; aber was hatte ich denn gelernt?

In meiner ausgezeichneten Verzweiflung eile ich nach Paris; ich spreche mit die allerklügsten Gelehrten und frage, ob sie nicht wissen, was ich habe gelernt für eine Sprache; aber sie schütteln alle mit ihre ge-

lehrten Köpfe und sagen, daß sie mir leider keine Auskunft darüber geben könnten.

Denken Sie sich meiner Verzweiflung!

All das theure Geld ausgegeben und nicht einmal zu wissen, was ich hatte gelernt, und nicht einmal zu haben einen praktischen Nutzen und Vortheil davon!

Der Gedanke macht mich ganz außerordentlich rasend, und ich lege mir inwendig ein Gelöbde ab, nicht eher zu rasten und zu ruhen, bis ich habe entdeckt, was ich habe gelernt für eine Sprache, und bis ich habe gehabt mein praktisches Nutzen und Vortheil davon.

Und von da an bin ich geraft über den Erdball wie der ewige Jude; ich habe alle Länder von Europa durchstreift, kein Land versteht mich; ich habe gesprochen mit alle Indianerstämme in Amerika, kein Stamm versteht mich; ich habe besucht alle Neger in Afrika, kein Neger versteht mich; ich habe unterwegs alle Menschen behorcht, die mit einander sprachen, keiner hat geredet meine Sprache, und mit jedes neue Enttäuschung bin ich geworden immer mehr unglöcklich!"

Der Engländer schüttelte das Haupt mit unendlicher Wehmuth.

„Aoh, das ist ein ewiger Schade", murmelte er vor sich hin. „Wenn Sie wüßten, wie vortrefflich ich

spreche der andern Sprache, Sie würden Ihre merkwördige Freude dran haben."

„Ja, ich bedaure wirklich unendlich, daß wir auf diesen Genuß verzichten müssen", bemerkte Hallerstein.

Der Engländer lüftete den Stepphut mit einer Art verbindlicher Verneigung.

„Sie sind außergewöhnlich freundlich", sagte er, „Ihre Theilnahme thut mir merkwördig wohl."

„Und wohin wollen Sie jetzt?" fragte Gersdorf nach einer Pause.

„Durch das Innere von Asien nach China und Japan, dann zu den Maoris in Australien und zuletzt nach alle Inseln in der südlichen See."

„Entsetzlich!" stöhnte Hallerstein bei diesem bloßen Gedanken.

„Yes, ganz außergewöhnlich entsetzlich", kaute der Engländer wie ein langes Echo nach. „Und wenn ich auch da werde haben Alles vergeblich durchsucht, dann muß ich glauben, daß mein betrügerisches Sprachlehrer war das letzte Ueberbleibsel von ein ausgestorbener Volksstamm und daß ich haben gelernt eine Sprache, die gar nicht mehr existirt, und das wird mich machen ganz merkwördig unglöcklich."

Und damit stützte er den Kopf in beide Hände und versank in einen traumhaft brütenden Zustand.

„Ah, was sehe ich! Eine Bowle auf dem Tisch?“ tönte da eine laute, ungenirte Stimme in ganz unmittelbarer Nähe.

Die beiden Freunde wandten den Kopf, während Mr. Shrimps unbeweglich sitzen blieb.

Ah, Freund Pohjan!“ rief Hallerstein dem Neuangekommenen entgegen. „Willkommen, wackerer Künstler und College!“

Bei dem Worte „Künstler“ machte der Angeredete eine unnachahmliche, theils hochmüthige, theils geringschätzende Bewegung.

„Nennen Sie mich nicht mehr Künstler, lieber College“, entgegnete er, indem er von einem Nebentisch einen Stuhl wegnahm und sich rittlings darauf setzte, daß er die Lehne vorn hatte; „wenn ich nach Deutschland zurückkomme, rühre ich weder Meißel noch Hammer mehr an.“

„Oh!“ machte Hallerstein mit einer bedauernden Miene. „Und seit wann haben Sie diesen schrecklichen Entschluß gefaßt?“

„Seit ich zu der unumstößlichen Ueberzeugung gekommen bin, daß unser blasirtes Publikum gar keinen Sinn, gar keine Beurtheilung mehr für das wahre Kunstwerk hat“, erwiderte Pohjan mit unbeschreiblicher Geringschätzung. „Nur das Antike wird noch anerkannt,

weil es eben antik ist, weil die Menschheit es sich seit Jahrtausenden angewöhnt hat, das schön zu finden. Alles, was die neuere Kunst producirt, wird mit fadem Unverstande belächelt und nicht verstanden. Ich habe aber keine Lust, mich belächeln, mich nicht verstehen zu lassen, und deshalb rühre ich weder Meißel noch Hammer mehr an, wenn ich nach Deutschland zurückkomme. Ich bin für die Kunst gestorben."

Nach Beendigung dieser mit unvergleichlicher Vornehmheit vorgetragenen Rede holte der Neuangekommene eine kurze, schon ziemlich schwarzgebrannte Thonpfeife aus der Tasche, füllte sie mit Tabak, den er in einer Blechdose bei sich trug, und begann dann dermaßen zu qualmen, daß der kleine Tisch mit seiner Umgebung bald in einer bläulichgrauen Wolke schwamm.

Der mit dem Namen Pohjan Angeredete war Bildhauer und hatte sich im deutschen Winkel zu Rom den beiden Freunden angeschlossen, die an seinem biedern, naturwüchsigen und originellen Wesen Geschmack fanden und gern mit ihm umgingen, obgleich sie bei der in Permanenz erklärten Geldverlegenheit Pohjan's fast immer genöthigt waren, seine Zeche zu bezahlen, die gewöhnlich recht beträchtlich ausfiel, nicht etwa, weil Pojahn ein Feinschmecker und Aristrokrat in den Genüssen war, sondern weil er von Allem, was er zu

sich nahm, viel brauchte. Nur auf die Masse kam es ihm an.

Pohjan's Aeußeres war ebenso originell wie sein Inneres. Eine kurze, gedrungene Gestalt mit herkulischen Schultern und Armen, Brust und Nacken eines Stiers und ein paar Beine wie Säulen.

An der ganzen Figur deutete nichts auf den Künstler als das übermäßig lange, aber schlicht und etwas starr auf die Schulter herabfallende Hauphaar und der ebenso lange, starke und verwilderte Bart, dessen äußerste Spitzen beinahe bis zur Taille reichten.

Der Kopf war groß, das Gesicht geröthet und von einem gewöhnlich sehr harmlos gutmüthigen Ausdruck, dem nur ab und zu jene hochmüthig geringschätzende Beimischung aufgedrängt wurde, die jedoch mit der ganzen Erscheinung nicht recht in Einklang zu bringen war.

Die Kleidung des Künstlers bestand in einem kurzen Rock von bereits sehr blank gewordenem schwarzen Lasting, der vorn weit offen stand und die nur von einem Hemd bedeckte breite Brust sehen ließ. Um den braunen, muskulösen Hals schlang sich kein Tuch und die übrige Bekleidung des Mannes, der eher in einen altrömischen Circus als in ein Bildhaueratelier zu gehören schien, bestand nur noch aus einer weiten,

weißen Leinwandhose und einem Paar kurzer Stiefel mit übermäßig dicken Sohlen.

Als der eben Beschriebene mit wenigen Zügen aus seinem Thonstummel die kleine Gesellschaft in die bereits erwähnte graublaue Wolke gehüllt hatte, zeigte er mit dem Daumen seiner kolossalen rechten Faust auf die Punschterrine, während seine Nase begierig den aromatischen Duft derselben einsog.

„Gebt mir doch auch ein Glas von dem Zeug!“ sagte er, indem sich auf seinem großen Gesicht schon die Vorfreude des zu erwartenden Genusses abspiegelte.

Gersdorf zuckte mit den Achseln.

„Wir haben die Bowle nicht geben lassen“, entgegnete er, auf den Engländer deutend; „der Herr dort hat sie bestellt.“

Pohjan richtete erst jetzt die Blicke auf seinen Nachbar, der noch immer, den Kopf in beide Hände gestützt, unbeweglich dasaß.

„Sie!“ redete er ihn an, nachdem er ihn erst eine Weile mit schweigender Verwunderung angestarrt. „Sie! Es ist Ihnen doch angenehm, wenn ich mir ein Glas Punsch einschenke?“

Der Engländer rührte sich nicht.

„Der biedere Mann schläft“, sagte Pohjan, das Glas seines Nachbars vor sich hinstellend; „lassen wir ihm

sein Vergnügen und machen wir uns auch eins. Also Eure Gläser her, Ihr beiden Andern!“

„Wir trinken nicht mehr und wollten eben gehen, als Sie uns durch Ihr Kommen daran verhinderten“, sagte Gersdorf.

„Gut, dann trinkt nicht mehr, aber bleibt noch“, entgegnete Pohjan; „das Letztere ist mir beinahe so angenehm als das Erstere. Mit dem kleinen Rest werde ich auch wohl allein noch fertig werden.“

Und damit zog er die mindestens noch ein Dutzend Gläser enthaltende Bowle an sich heran und goß sich, ohne den Punschlöffel zu Hülfe zu nehmen, aus der Terrine selbst seinen Tumbler voll, den er dann mit der gewissen, genialen Geschwindigkeit eines Taschenspielers in die weite Höhlung seines Mundes ausschüttete und sofort auf dieselbe Weise wieder füllte.

„Das Zeug ist gut“, sagte er behaglich mit der Zunge schnalzend, „ich hätte nicht geglaubt, daß sie hier in Venedig so etwas zu machen verständen.“

Und darauf goß er das zweite Glas hinunter und füllte sich das dritte.

„Reisen Sie auch morgen ab, Pohjahn?“ fragte Gersdorf, der trotz des genossenen Punsches ziemlich ernst und schweigsam geblieben war.

„Natürlich!“ rief der Angeredete, das Glas hin-

unterstürzend und wieder füllend. „Mein Reisegeld reicht blos bis Berlin, wo ich mich für die Zukunft niederzulassen gedenke, aus Anhänglichkeit an meine beiden vortrefflichen Freunde, von denen es mir zu schwer werden würde, mich wieder zu trennen."

Hallerstein verzog das Gesicht auf eine komisch schmerzliche Weise und blickte Gersdorf an, der ihn vollkommen verstanden zu haben schien.

Der ehrliche Pohjan speculirte natürlich darauf, es in Berlin wie in Rom zu machen, das heißt, bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit, so weit es sich mit dem Anstand vertrug, aus den Börsen seiner Freunde zu leben.

„Wollen Sie sich in Berlin ein Atelier einrichten?" fragte Hallerstein.

Das große Gesicht Pohjan's nahm sofort wieder jenen eigenthümlichen Ausdruck von Weltschmerz und Geringschätzung an, den wir bereits einige Male an ihm wahrgenommen haben.

„Nie wieder ein Atelier!" sagte er mit einer gewissen schmerzlichen Bitterkeit. „Ich habe keine Lust, mich belächeln und nicht verstehen zu lassen!"

Und dann trank er wieder sein Glas aus und füllte es aufs neue.

Die zwölf ernsten Schläge der Mitternacht hatten schon von dem Glockenthurm herab die Luft durch-

zittert, und die sitzenden Gruppen auf dem Marcusplatz waren zerronnen und hatten sich in dunkle Menschenströme verwandelt, die jetzt auf dem glatten Marmorgetäfel hin und her wogten.

Das gewaltige Summen der Masse nahm zu; die ambulanten Concertsängerinnen erhoben ihre Stimmen lauter, um das allgeneine Brausen zu durchdringen; Violinen, Flöten und Fagotts bekamen etwas Exaltirtes und Aufgeregtes, und von der Riva degli Schiavoni, dem Hauptsammelplatz der Gondoliere, klangen die Töne eines weichen, wehmüthigen Männergesangs herüber.

Auf Pohjan schien dies Alles einen tiefen, überwältigenden Eindruck zu machen, denn er trank in immer kürzern Zwischenräumen, er paffte aus seinem schwarzgebrannten Thonstummel wie eine kleine Locomotive, sein großes Gesicht wurde immer aufgeregter und röther, und in den fröhlichen, ehrlichen Augen begann etwas zu schimmern und zu glänzen, wie eine Thräne stiller Wehmuth.

Endlich schien er dem innern Drange und emporquellenden Gefühl nicht länger Widerstand leisten zu können, er stürzte noch einmal das volle Punschglas hinunter, legte dann die ausgerauchte Pfeife auf den Tisch und begann dann mit einer sonoren, wohlthuenden

Stimme nach einer eigenthümlich elegischen Melodie folgendes eigenthümliche Lied zu singen:

„Jos mun tuttuni tulisi,
Ennen nähtyni näkyisi,
Sillem suuta suikkajaisin,
Olis suu suden weressä,
Sillen kättä käppäjäisin,
Jospa käärme kämmen-päässä!“

Schon bei den ersten Tönen des seltsamen Liedes hatte der Engländer das gelbe Haupt aus den stützenden Händen emporgehoben und den Sänger mit einem Blick angestarrt, als wenn er sich der Worte schon bemächtigen wollte, noch ehe sie auf die Lippen getreten.

Je mehr das Lied weiter und weiter strömte, desto mehr bog sich Mr. Shrimps vornüber, desto starrer hefteten sich seine hervortretenden Augen auf den immer begeisterter werdenden Sänger, desto höher leuchtete es in seinen gelben Zügen auf, wie eine ungeheure, kaum noch zu fassende Freude.

Endlich schien er den innern Sturm nicht länger bemeistern zu können, und als Pohjan eine kleine Pause machte, um die breite Brust wieder mit Luft zu füllen, schnellte Shrimps wie eine Feder vom Stuhle empor, packte Pohjan bei beiden Schultern und rief mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Herr, wo haben Sie das Lied her?“

Der Sänger, der sich so unerwartet angegriffen sah, der aber durchaus nicht geneigt schien, sich in seinem poetischen Erguß unterbrechen zu lassen, gab dem Gelben, statt der Antwort, mit seiner kolossalen Faust blos einen nach seiner Ansicht leichten Stoß vor den Magen, daß jener dumpf ächzend auf den Stuhl zurücksank, und fuhr dann mit noch gesteigerter Begeisterung fort:

„Olisko tuuli mielellisnä,
Ahawainen kielellisnä
Sanan tausi, sanan weisi,
Sanan lüan lükuttaisi,
Kahden kaunihin walillä.“

„Herr, wo haben Sie das Lied her?“ schrie der Engländer noch einmal, trotzdem er beide Hände auf den schmerzenden Magen pressen mußte.

„Lassen Sie mich doch ausfingen, Sie grober Mensch!“ schrie Pohjan dagegen. „Wie können Sie sich unterstehen, mich fortwährend zu unterbrechen?“

„Nachher können Sie fingen, soviel Sie wollen“, rief Mr. Shrimps wieder, „erst sagen Sie mir aber, woher Sie das Lied haben!“

Pohjan blickte den Engländer mit einer gewissen Verwunderung an.

„Was sind Sie für ein Landsmann?“ fuhr der Engländer mit immer größerer Dringlichkeit fort.

„Was ich für ein Landsmann bin?“ wiederholte der Sänger. „Ein Suomalaine.“

Mr. Shrimps sperrte, im wahren Sinne des Wortes, Mund und Augen zu gleicher Zeit auf.

„Was für ein Ding?“ fragte er, den Kopf vornüber beugend, um besser hören zu können.

„Ein Suomalaine!“ wiederholte Pohjan.

„Aha! Also ein Wilder!“ sagte Mr. Shrimps, indem ihn ein sehr unbehagliches Gefühl zu durchziehen schien.

„Was? Ein Wilder?“ schrie Pohjan mit allen Anzeichen einer tiefen Entrüstung. „Wenn Sie sich vorgenommen haben sollten, mich beleidigen zu wollen, dann könnte Ihnen der Scherz doch etwas theuer zu stehen kommen!“

Und damit erhob er sich vom Stuhl, schob das eine seiner säulenartigen Beine ein wenig zurück und streckte dem Engländer ein paar Fäuste entgegen, deren Schläge einen Stier hätten tödten können.

„Aber Friede doch, Pohjan“, legte sich Hallerstein begütigend ins Mittel. „Hier waltet ein Mißverständniß ob. Der Herr weiß doch offenbar nicht, daß der Name Suomalaine gleichbedeutend mit Finne ist. Wie Ihr Euch in Eurem eigenen Lande nennt, können wir in der Außenwelt nicht wissen.“

Pohjan ließ die fürchterlichen Fäuste wieder sinken.

„Also ich habe Finnisch gelernt!“ sagte wie träumend der Engländer vor sich hin. „Also ein Finne war jener betrügerische Pseudo-Franzose!“

Dann aber schien eine plötzlich auflodernde Freude über seine endliche Erlösung den ganzen gelben Körper zu durchglühen und die aufkeimende Wehmuth sofort zu verscheuchen.

„Schad't nichts, schad't nichts!“ rief er mit der ganzen Begeisterung des überwallenden Gefühls. „Jetzt brauche ich doch nicht mehr zu suchen der Sprache, welche ich gelernt habe; jetzt bin ich doch nicht mehr unglöcklich, jetzt kann ich doch anfangen anzuwenden meiner Kenntnisse, jetzt kann ich die Zinsen einnehmen von das theure Geld für meine Bildung, und darüber freue ich mich als praktischer Kaufmann sehr merkwördig!“

Und damit umklammerte er in seiner Herzensfreude den ganz erstaunten Pohjan und sang mit einer unaussprechlich unmelodischen Stimme den Schluß des von dem letztern begonnenen Liedes:

„Ennen heitän herkku-ruuat,
Paistit pappilan unohdan,
Ennenkun heitän herttaseni,
Kesän kestyteltyäni,
Talwen taiwuteltuani.“

„Sind Sie denn auch ein Finne?“ fragte Pohjan mit wachsendem Erstaunen, nachdem er sich aus den langen gelben Armen des Engländers befreit hatte.

„Nein, aber ich habe Finnisch gelernt, und den Tytön Runo Suomalaisen“ hat mir mein Lehrer wer weiß wie oft vorgesungen“, schrie Mr. Shrimps, und dann zog er Pohjan neben sich auf den Stuhl nieder und erzählte ihm in ziemlich fließendem Finnisch die uns bereits bekannte Geschichte, sprach ihm seinen Aerger über die Dummheit aus, daß er geglaubt habe, in Finnland würde russisch und schwedisch gesprochen, und verwickelte schließlich den sich ebenfalls mächtig aufregenden Pohjan in eine so laute und lebhafte Unterhaltung, daß den beiden Freunden ganz angst und bange dabei zu werden begann und Gersdorf endlich aufstand und zum Nachhausegehen mahnte, um so mehr, als sie morgen in aller Frühe abreisen wollten.

Nach ziemlich angestrengten Bemühungen gelang es endlich den vereinten Kräften der beiden Freunde, die mit einer wahren Wuth finnisch redenden Individuen zum Aufbruch zu bewegen.

Gersdorf und Hallerstein schritten Arm in Arm voran, Mr. Shrimps und Pohjan folgten Arm in Arm hinterdrein, und so ging es, die erstern schweigend,

die letztern unaufhörlich plaudernd, durch die dunklen, summenden Menschenwellen des Marcusplatzes, bis sie in einem der Ausgänge verschwanden und dann links in die kleine, stille Calle de Vallereſſa einbogen, bei deren Mündung gerade der Canale Grande aufhört und die Lagune beginnt.

Vor dem letzten Gebäude links standen die beiden Paare still.

Es war ein nicht großes, aber sehr sauberes Eckhaus, das mit der einen Seite auf die enge Straße, mit der andern auf das weite Wasser blickte.

Unter der Glaslaterne des Eingangs las man auf einem einfachen schwarzen Schilde mit goldenen Buchstaben: Gasthof zur Stadt München.

Wie bescheiden, wie wohlthuend blickt uns im fernen Lande eine solche Inschrift an, mit den treuherzigen Augen einer noch ungeschminkten deutschen Natur!

In einigen Reisebüchern steht: Albergo alla città di Monaco, in andern: Hôtel à la ville de Munich, wie freudig werden wir aber überrascht, wenn wir vor das Haus hintreten und lesen das ehrliche deutsche: Gasthof zur Stadt München.

Und wie angenehm fühlen wir uns berührt, wenn wir eintreten und finden einen liebenswürdigen deutschen Wirth, ein vollständig deutsches

Haus, eine kleine Heimat mitten in einem fremden Lande!

Du kleiner Gasthof zur Stadt München, du bietest deinen deutschen Besuchern einen ebenso schönen Blick auf den Canale Grande und die Lagune wie das stolze vornehme Hotel de l'Europe im ehemaligen Palast Giustiniani, eine weit gemüthlichere Bequemlichkeit, eine vortreffliche Wiener Küche und ganz bedeutend billigere Preise.

Möge der Dank für die frohen Stunden, die ich in deinen gastlichen Räumen verlebte, der Dank, den ich hiermit öffentlich ausspreche, dir zur segensreichen Empfehlung dienen!

„Wir sind zur Stelle! Gute Nacht, Mr. Shrimps!" sagte Gersdorf, vor der Thür des Gasthofs sich zu dem Engländer umwendend.

„Ah, Sie wohnen hier in dieser kleines Haus", entgegnete Shrimps; „ich wohne drüben im Hôtel de l'Europe, ziehe aber morgen auch her zu mein geliebtes, herzliches Freund Pohjan."

„Das dürfte der Mühe nicht lohnen", warf Gersdorf ein, „da wir morgen mit dem ersten Zuge Venedig verlassen."

„Verlasse ich mit Venedig und reise auch morgen früh mit mein geliebtes Freund Pohjan!" rief der Engländer in einem gelinden Enthusiasmus.

„Wie? Die Herren wollen morgen fort?“ fragte erstaunt der Wirth, der eben aus der Thür getreten war.

„Jawohl, mein lieber Herr Tautscher“, bekräftigte Gersdorf; „ich habe keine Ruhe mehr in der Fremde, ich muß in die Heimat zurück.“

„Ich würde gewiß nicht in Sie dringen, länger hier zu bleiben, als es ihre Absicht war und als es Ihnen Vergnügen gewährt“, entgegnete mit bescheidener Freundlichkeit der Wirth, „aber ich dächte, wenn man zwei Jahre fort war, sollte es doch auf einen Tag mehr nicht ankommen, um noch das Fest des Redentore mitzumachen.“

„Was ist das Fest des Redentore?“ fragte Hallerstein.

„Das größte Volksfest in Venedig, das alljährlich nur einmal wiederkehrt“, erklärte Herr Tautscher; „ein Freudenfest, das seinen Ursprung in dem plötzlichen Aufhören einer schrecklichen Pest hat, von der im Mittelalter unsere Stadt heimgesucht wurde. Aber ich will Ihnen das Fest selbst nicht beschreiben, sondern mir nur den Rath erlauben, daß Sie noch einen Tag zugeben und es mitmachen; ich glaube nicht, daß Sie es bereuen werden.“

„Mein Gemüth hat kein festtäglich Kleid an, lieber

Herr Tautscher", sagte Gersdorf mit einem trüben Lächeln; „der frohe Jubel würde mich eher verstimmen als erheitern. Lassen wir es nur bei der morgenden Abreise."

„Wie Sie wollen", beschied sich der Wirth, „aber es thut mir leid, daß Sie bei ihrem Vorsatz beharren; „für einen Maler namentlich muß das morgende Fest einen doppelten Reiz haben."

Hallerstein hatte eine Weile nachdenklich zu Boden geblickt.

„Laß uns bleiben, Gersdorf", wandte er sich dann an seinen Freund, „ich möchte das Fest des Redentore sehen. Thue mir's zu Gefallen!"

Der Maler lächelte.

„Du, der Du Dich so heiß nach den heimischen Gauen sehntest", entgegnete er, „Du bittest mich heute zu bleiben, um ein italienisches Kirchenfest mitzumachen? Seltsam in der That!"

„Allerdings seltsam, Du hast vollkommen Recht", sagte Hallerstein, „aber mir ist es, als wenn wir bleiben müßten, als wenn eine innere Stimme mir zuflüsterte, daß uns morgen vielleicht das Glück berühren könne mit seiner gütigen Hand. Thue mir den Gefallen, Gersdorf, um meiner eigenen Beruhigung willen; bringe mir das kleine Opfer und laß uns morgen noch in Venedig bleiben!"

„Nun, wie Du willst“, entgegnete der Maler. „Nun laß uns aber schlafen gehen, es ist spät, und der Punsch hat mich ungewöhnlich müde gemacht.“

„Bleibst Du auch morgen noch hier, allerliebstes Freund Pohjan?“ fragte der Engländer, seinen langen, dünnen Arm um den kurzen, dicken Hals des Finnen schlingend.

„Nun, das versteht sich; von meinen Freunden trenne ich mich nicht!“ antwortete Pohjan, der blos noch Reisegeld bis Berlin besaß.

„Das freut mich merkwördig!“ jubelte Mr. Shrimps. „Dann ziehe ich morgen doch noch in Euer kleines Gasthof.“

Und damit applicirte er dem Finnen, trotz dessen energischen Sträubens, ein halbes Dutzend kräftiger Küsse, bot den beiden Freunden eine gute Nacht und sprang mit einigen gewaltigen Sätzen in eine Gondel, um sich zu dem nahen Hôtel de l'Europe rudern zu lassen.

Die drei Künstler trennten sich auch gleich nachher und begaben sich auf ihre Zimmer.

Als Hallerstein auf dem seinen ankam, war es glühend heiß in demselben.

Er öffnete die hohen Fenster und begann sich die außerordentlich engen Kleider abzuzwängen, wonach sein

Körper förmlich auseinanderging und bedeutend größere Dimensionen annahm.

Nachdem er einen weiten, sehr leichten Schlafrock übergeworfen, setzte er sich auf den Balkon und blickte auf die Lagune hinaus.

Die Maria delle Salute erhob sich drüben in ihrer wunderbaren Marmorpracht, als sei sie eigentlich in das Meer versunken und steige nur um die Mitternachtsstunde wieder empor auf ihren alten Platz.

Der Vollmond stand noch immer hoch am tiefblauen Himmel und streichelte mit seiner bleichen, zitternden Hand dem Wasser der Lagune das feuchte Wellenhaar, und die heilige Geisterstille der Nacht wurde nur hier und da unterbrochen, wenn mit leichtem Ruderschlag eine schwarze Gondel vorüberglitt, wie ein Gedanke an Venedigs alte Macht und Pracht.

Hallerstein blickte sinnend hinab auf das dunkle, leicht glitzernde Wasser zu seinen Füßen; dann richtete er die Augen zu dem sternbesäeten, tiefblauen Firmament.

„Wird morgen die Ahnung in Erfüllung gehen, die vorhin meine Seele durchzog?“ begann er in leisem Selbstgespräch. „Wird uns oder hauptsächlich meinen vortrefflichen Gersdorf das Glück berühren mit seiner gütigen Hand? Er hat mir ein Modell gegeben in

der händelosen Venus von Milo; möchte es mir doch gelingen, ihm in ähnlicher Weise gefällig zu sein und sein schlummerndes Talent zu wecken durch eine Aufgabe, die ihn begeistert! Sagt mir, ihr Millionen Sternlein dort oben, werdet ihr uns morgen zu Freude oder Trübsinn leuchten?"

Kaum war das letzte Wort über Hallerstein's Lippe gegangen, als eine Sternschnuppe, wie ein Aufblitzen der Hoffnung, über die dunkle Himmelswölbung fuhr.

Der Bildhauer zuckte freudig zusammen.

„Die Zeit der Zeichen und Wunder ist noch nicht vorüber", murmelte er leise vor sich hin; „aber die geheimnißvollen Stimmen sprechen nur noch zu poetischen Naturen, weil sie nur noch von diesen verstanden werden.

Wenn das meine Freunde hörten, Gersdorf nicht ausgenommen", setzte er dann leicht lächelnd hinzu, „so würden sie lachen. Ich eine poetische Natur, ich, der materielle Hallerstein, der Bespöttler von so Vielem, wodurch die Menschen sich begeistert glauben!

Was nützt mir die Poesie auf den Lippen!! Die meisten meiner Mitbewohner dieses erkaltenden Planeten verstehen sie ja doch nicht. Ich trage sie dafür im Herzen, damit ich selber mich daran erfreue in stillen, einsamen Stunden."

Die Uhr schlug vier vom Glockenthurm, als Hallerstein endlich sein Lager suchte.

Draußen aber träumte das alte Venedig weiter, bis die aufgehende Sonne mit ihrem grellen Licht der Wahrheit es seiner nächtlichen Poesie wieder entkleidete.

Zweites Kapitel.

Ein Modell.

Das ist sie! Ja! Des Südens zarte Schönheit,
Gleich der der Rafaelischen Madonna,
Durchglutet von Italiens heißer Sonne,
Die einnimmt, hinreißt und verzehrt
In einem Augenblick.

Börjesson.

Am andern Abend gegen elf Uhr bestiegen Gersdorf und Hallerstein die Hotelgondel, stießen von der Calle Valleressa ab, umfuhren die Dogana della Salute und bogen dann in den breiten Kanal della Giudecca ein, der die Judenstadt von dem übrigen Venedig trennt.

Der Engländer und Pohjan folgten ihnen in einer schwarzen, altvenetianischen Gondel auf dem Fuße.

Als sie ein Stückchen in die Giudecca hineingerudert waren, bot sich ihren Blicken ein ebenso fremdartiges als zauberisches Bild.

An der tiefblauen Himmelswölbung stand der volle

Mond und goß sein bleiches, träumerisches Silberlicht über die Kuppeln und Marmorpaläste der alten Lagunenstadt, die sich in fast gespenstischer Weiße aus den Fluten erhoben, und über die leise plätschernden Wasser des Kanals della Giudecca.

Die Nacht, die den garzen Rahmen des Bildes mit ihren weichen Schattenarmen umfing, hielt ihren Athem an, um die stille, ihrem Schutz empfohlene Feier nicht zu stören. Die Lüftchen schliefen in dem warmen, mondbeglänzten Raum, und nur aus dem lauwarmen Wasser drangen leise murmelnde Stimmen, als wollten sie den Vorüberfahrenden erzählen, daß Venedig heute wiedererwacht sei zu seiner alten märchenhaften Pracht und Größe.

Alle Gondeln der ganzen Stadt, fast bis zum Uebermaß behängt mit bunten, sanft schaukelnden, transparenten Ballons, Blumen und Guirlanden, schwammen theils einzeln, theils in größern oder kleinern Gruppen, wie gerade der Zufall sie zusammenführte, auf der breiten Wasserbahn dahin, als wenn eine Schaar phantastischer Leuchtkäfer aus der Feenwelt gekommen wäre und leise klingend und singend über die dunklen Fluten zöge.

Und aus allen diesen Gondeln drang das frohe Geschwätz musikalischer Stimmen, das helle, kindliche oder

übermüthige Lachen einer leidenschaftlichen Italienerin, zitternd poetische Guitarrenklänge und heitere oder düstere Chorgesänge, aus denen hier und da ein glockenhelles Solo sich emporhob, wie der Mond unter den andern Gestirnen der Nacht.

Gersdorf blickte träumend in das dunkle Wasser und Hallerstein zündete ein kleines Cigarrenlichtchen nach dem andern an und hielt es zwischen Daumen und Zeigefinger in die Höhe, bis es ihn zu brennen begann und er den glimmenden Rest ins Wasser sinken ließ.

„Was machst Du denn da?“ wandte sich Gersdorf endlich an den Freund. „So viele Cigarren kannst Du doch unmöglich angezündet haben!“

„Ich erleuchte unsere Gondel“, entgegnete der Bildhauer mit seinem gewöhnlichen, halb ironischen, halb gutmüthigen Lächeln. „Zieht sie nicht dahin unter den andern wie ein trüber Gedanke durch ein Meer von Frohsinn, wie ein schwarzbehängter Sarg durch ein Blumengestade? Die kleinen Lichtchen, die ich hier verbrenne, sind die Sterne der Hoffnung —“

„Von denen einer nach dem andern erlischt“, fiel ihm Gersdorf in die Rede, als er mit schmerzlichem Lächeln ein Kerzchen leise zischend in das Wasser sinken sah.

„O, die Hoffnung schwindet erst, wenn das letzte verbrennt", sagte Hallerstein, „und noch besitze ich einen ziemlichen Vorrath!"

Und sie schwammen immer weiter und weiter in die Giudecca hinein, das Gedränge der bunten Gondeln wurde immer größer, das Schwatzen und Gläserklingen immer betäubender, die Guitarren immer schmeichelnder und zärtlicher, und der große, chaotische Chor vieler Tausende von Stimmen und Stimmchen bekam eine wildbewegte, bacchantische Färbung.

„Wie viele Lichtchen hast Du noch?" fragte nach längerem Schweigen Gersdorf wieder seinen Freund, indem er mit einem trüben Lächeln zu ihm hinübersah.

Hallerstein schwieg und starrte auf die sich sichtbar verzehrende Kerze in seiner Hand, als wollte er ihr mit seinen Blicken ein längeres Leben einhauchen.

„Die letzte!" seufzte Gersdorf bitter vor sich hin. „Noch eine Minute und sie sinkt ebenfalls ins feuchte Wellengrab hernieder, wie alle andern. Dann zieht unsere Gondel in Wahrheit wie ein schwarzbehängter Sarg durch blumiges Gestade, und in dem Sarge ruht die Leiche meiner Hoffnung."

Das sonst gewöhnlich heiter blickende Auge Hallerstein's begann sich nun auch zu umdüstern und er berechnete das Leben seines Lichtchens schon nach Sekunden.

Da tauchte plötzlich in nicht allzu großer Ferne eine Stimme aus dem gewaltigen Chaos von Tönen hervor, die nicht laut war, aber dennoch wie ein weiches Silberglöcklein das ungeheure Summen durchdrang und übertönte und in unabweisbarem Zauber sich sympathisch in jede Seele schmeichelte.

„Horch!“ sagte Gersdorf, sich aus seiner halbliegenden Stellung emporrichtend. „Hörst Du nicht?“

„Jawohl, ich höre“, entgegnete Hallerstein mit halber Stimme, indem er leise den Rest seines letzten Lichtes ins Wasser gleiten ließ.

Und dann legte er sich auf seinen Sitz zurück, indem er zu gleicher Zeit dem Gesange lauschte und seinen Freund beobachtete, der weit vornübergebeugt mit leuchtenden Augen das bunte Gewirr durchdringen zu wollen schien, um die Sängerin zu entdecken, die plötzlich so wunderbar auf sein Gemüth wirkte.

Jetzt unterschied man ganz deutlich die Worte:

„Jo sono la poverina,
Tralala, tralala,
Canto, ballo sulla piazetta,
Tralala, tralala.
Fate, signor e signora,
Fate, fate la carità!
Fate, signor e signora,
Alla povera

Che canta
La carità!
Ecco, ecco, la Bambina!“

„Welch wunderliebliche Stimme!“ rief Gersdorf. „So etwas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehört!“

Der Gondolier, der hinten stehend das Ruder führte schmunzelte über das ganze braungebrannte Gesicht.

„Das will ich meinen, Signore“, sagte er mit einem gewissen Ausdruck des Stolzes, „das ist auch unsere kleine Marietta!“

„Wer ist das, Eure kleine Marietta?“ fragte der Maler, sich sogleich zu dem Gondolier umwendend.

„Eine neue Straßensängerin, Signore“, entgegnete der Mann, „aber ein ehrliches und kreuzbraves Mädchen; das kann ganz Venedig ihr bezeugen.“

„Fate, signor e signora,
Alla povera
Che canta
La carità
Ecco, ecco, la Bambina!“

klang der Refrain des Liedes, wie ein leises, wehmüthig verhallendes Echo, schon um ein Bedeutendes näher.

Hallerstein heftete die Augen auf seinen Freund, als wenn er ihm durch das Antlitz in die Seele blicken wollte.

Da entstand eine Bewegung unter den dicht zu

sammengepreßten Gondeln, und mit der Geschicklichkeit eines Aals wand sich eine derselben zwischen den andern hindurch.

„Fate signor e signora,
Alla povera
Che canta,
La carità!
Ecco, ecco, la Bambina!“

klang es in kurzen Pausen und immer näher und näher kommend.

Plötzlich erhielt die Gondel einen leichten Stoß und gleich darauf sagte eine weiche, liebliche Stimme:

„Per la cantatrice, signori!“

Gersdorf fuhr aus seinem Zustande fast andächtigen Lauschens empor und blickte nach der Richtung, woher die Anrede gekommen.

Da stand, nicht zwei Schritte von ihm entfernt, in der Gondel, die vorhin mit der seinen zusammengestoßen war, ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, aber von der heißen Sonne Italiens frühzeitig herangereift zur Jungfrau, eine liebliche Knospe, die eben im Begriff ist, ihren duftigen Kelch zu öffnen und sich zur prangenden Blume zu entfalten.

Ihre kleine, zierliche Figur war von einem leichten weißen Gewand umflossen und um die feine, schmieg-

same Taille schlang sich eine rothe Schärpe, die in zwei langen Enden an der Seite herabfiel.

Das liebliche Oval des leicht gebräunten Gesichts wurde umrahmt von einem natürlichen Gelock glänzendschwarzen Haars, das auf Nacken und Schultern herabfloß, die sich zwar noch nicht in üppiger Fülle entfaltet hatten, aber mustergültig genannt werden konnten in Bezug auf jene holdnaive Bescheidenheit, welche dem Uebergange vom Kinde zur Jungfrau einen so großen Zauber verleiht.

Dieses Ahnen anstatt des Wissens, dieses Träumen anstatt des Wachens, dieses Vertrauen anstatt des Mißtrauens, dieses unabsichtliche Entgegenkommen anstatt des koketten Vermeidens oder Begehrens, und vor allem dieses Unberührtsein der Seele und des Körpers hauchen einer solchen Erscheinung den Nimbus der Göttlichkeit an, der sie entstammt, von der sie aber immer mehr und mehr verliert, je häufiger sie mit dem Irdischen in Berührung kommt.

In der Unschuld eines jungen Mädchens liegt vielleicht die höchste Poesie, die selbst den kalten Verstand, den berechneten Plan, den verwirklichten Traum des erfahrenen Mannes wieder ins Reich der Märchen zurückführt, aus dem ihn seine klügelnde Vernunft hinausgetrieben.

Ein junges unschuldiges Mädchen ist ein weißes Blatt, auf das man sein ganzes Herz schreiben kann und das diese Schrift bewahren wird, solange es die Reinheit seiner Seele bewahrt.

Welch entzückender Traum, diese schüchterne Neugier sich entfalten zu lassen, die durch alle ihre Adern zittert; welch berauschende Seligkeit, der Erste zu sein, der ihre ganze, heiße Liebe trinkt.

Der Ausdruck des lieblichen Gesichts war sanft, unendlich sanft, beinahe schüchtern, und dennoch schlummerte in diesen großen schwarzen Augen eine Glut, die, einmal geweckt, verzehrend werden konnte.

Es war wie das Feuer tief unten im Vulkan, das von sanften Lüften fortwährend umschmeichelt und gestreichelt wird, damit es nicht hervorbreche in gewaltiger Lohe; ein einziger, unvorhergesehener Windstoß aber, und es schlägt empor in seiner ganzen, nicht mehr zu zügelnden Macht.

„Per la cantatrice, signori!“ wiederholte das junge Mädchen, indem ein leises, verlegenes Lächeln um ihre rothen Lippen spielte.

Gersdorf, der sie bis jetzt nur sprachlos und bewundernd angestarrt hatte, fuhr mit einem schnellen Griff in die Tasche, um die Börse hervorzuziehen, hielt aber dann plötzlich wieder in jener Bewegung inne.

„Ich habe mein Geld vergessen", sagte er mit leiser Stimme; „aber Sie würden mir einen Gefallen thun, Signora, wenn Sie morgen zu mir kämen und sich den wohlverdienten Lohn für Ihren herrlichen Gesang abholten."

Und damit nahm er eine Karte aus seinem Notizbuch, schrieb den Namen des Hotels darauf, in dem er logirte, und reichte sie dann dem jungen Mädchen hin.

Marietta nahm die Karte mit leichtem Erröthen, und ohne daß sie sich auch noch an Hallerstein gewandt hätte, ließ sie ihre Gondel geräuschlos weitergleiten und war im nächsten Moment in der Dunkelheit und dem allgemeinen Gewirr wieder verschwunden.

„Per la cantatrice, signori!" tönte es nach einer Minute, wie ein Echo des Frühern, noch einmal zu den beiden Freunden herüber.

„O, die Herren da vorn haben schon für uns bezahlt", entgegnete gleich darauf Pohjan's laute Stimme; „hier wird nichts mehr gegeben!"

„Nothing, nothing — nix, nix!" setzte der praktische Engländer noch zum Ueberfluß hinzu; dann wurde die liebliche Stimme nicht mehr gehört, sondern sie verschwand und verhallte in dem dumpfen gewaltigen

Gesumme und Geschwirr, das über die Wasserfläche der Giudecca zog, wie ein Bienenschwarm über eine blumige Wiese.

„Ein reizendes Geschöpf!“ sagte Hallerstein nach längerem Schweigen, indem er noch immer seine Blicke auf des Freundes Antlitz ruhen ließ. „Wenn sie keine Hände hätte, würde ich sie mir zum Modell nehmen; aber leider hat sie niedlichsten, die ich in meinem ganzen Leben gesehen, ein paar Händchen, die einen Menschen wie mich zur vollständigsten Hoffnungslosigkeit niederschmettern können.“

Bei dem Worte „Modell“ war Gersdorf leicht zusammengezuckt; dann senkte er den Kopf und verfiel in ein tiefes Brüten.

Die Uhr auf dem Glockenthurm hatte bereits mit ihrer metallenen Zunge die zweite Morgenstunde hinabgerufen, als Hallerstein dem Gondolier die Weisung gab, umzukehren und nach Hause zu rudern.

Das Fest hatte einen so schönen Abschluß gehabt, daß nun keine Steigerung mehr erwartet werden konnte, deshalb war es besser, die holden Bilder in den nächtlichen Traum mit hinüberzuziehen.

Als die Gondel wieder bei der Calle Vallereſſa anlegte, saß Herr Tautscher noch am Wasser und harrte seiner Gäste, um sich darüber zu beruhigen, ob

die Erwartungen, die er in ihnen rege gemacht, auch erfüllt worden seien.

„Nun, haben sich die Herren amüsirt?“ fragte er, den beiden Freunden aus der Gondel helfend.

„Prächtig!“ antwortete Hallerstein, da Gersdorf schwieg. „Wir sind Ihnen aufrichtigen Dank schuldig für das Vergnügen, das Sie uns verschafft; die Eindrücke dieser Nacht werden uns ewig unvergeßlich bleiben. Nun bitten wir aber um unsere Rechnung, damit wir morgen früh nicht damit aufgehalten werden.“

„Lassen Sie nur, lieber Tautscher“, mischte sich da Gersdorf in die Unterhaltung; „ich habe mich anders besonnen; ich werde wohl noch einige Zeit hier bleiben.“

Um Hallerstein's Lippen spielte ein leises Lächeln.

„Wie?“ rief er. „Noch länger in diesem heißen Italien bleiben? Ich denke, Du hast keine Ruhe mehr in der Fremde und sehnst Dich nach der Heimat zurück? Ich hatte mich auch schon so darauf gefreut, an dem Fenster bei Schubert meine italienischen Leiden mit schäumendem Bier hinunterspülen zu können, und nun kommst Du plötzlich wieder auf die unglückliche Idee, hier zu bleiben; nimm es mir nicht übel, alter Freund, das ist eine ziemlich grausame Enttäuschung, die Du mir da bereitest.“

„Prosaischer Mensch!“ sagte Gersdorf. „Wenn Du Deinen Durst durchaus nicht länger bewältigen kannst, dann reise doch ohne mich; hältst Du es aber noch aus, dann würdest Du mir einen großen Gefallen thun, wenn Du mir noch Gesellschaft leistetest.“

„Ja, lieber Pohjan, dann werden Sie wohl morgen allein reisen müssen“, wandte sich Hallerstein an den finnischen Bildhauer, der mit seinem englischen Freunde eben hinzugetreten war; „ich kann mich doch nicht entschließen, Gersdorf hier allein zu lassen.“

„Ich auch nicht“, fiel Pohjan sofort ein; „einer so lieblosen Handlung bin ich nicht fähig; ich bleibe, solange unser vortrefflicher Gersdorf bleibt!“

„Dann haben wir nur von Ihnen Abschied zu nehmen, Mr. Shrimps“, sagte Hallerstein zum Engländer. „Sie wollten Venedig ja auch wohl morgen verlassen?“

„O no, o no!“ grölte der Gelbe, indem er den Mund von einem Ohr zum andern aufriß. „Wo mein Freund Pohjan bleibt, da bleiben ich auch, weil der brave Mann mich macht ganz merkwördig glöcklich!“

Und damit umhalste er seinen Liebling wieder, daß dieser ganz blau in dem großen Gesicht wurde.

Gleich darauf begab sich jeder auf sein Zimmer, um die nächtliche Ruhe zu suchen.

Draußen aber auf der Giudecca sang es und klang es noch weiter, und erst als die flimmernden Sternlein am Himmel matter und immer matter wurden, erloschen auch die bunten Lampen und Lichter auf der feuchten Wasserbahn, die Gondeln schwammen, bleich und müde, in die kleinen Kanäle zurück, und mit den ersten Sonnenstrahlen des neuen Tages schwand der bunte nächtliche Zauber dahin, wie ein geträumtes Märchen der Sultanin Scheherazade.

Am andern Morgen, als Gersdorf eben sein Frühstück beendigt hatte, machte ihm Marietta den erbetenen Besuch.

Obgleich die Poesie der Situation, die Ueberraschung, die Nacht und das Mondlicht heute fehlten, so erschien sie ihm dennoch beinahe schöner als das erste Mal.

In der Nacht war sie ihm wie aus einem Märchen entgegengetreten, und das Wunderbare schwächt die Bewunderung ab, jetzt aber, am klaren, wahrheitshellen Tage, sah er sie vor sich als einfaches Menschenkind, und das Natürliche fachte die Bewunderung nur stärker an.

„Sie haben mich herbestellt, Signore", sagte das Mädchen, indem es die großen schwarzen Augen verlegen auf das leichte, aber unendlich saubere Kleidchen hinabsenkte.

Gersdorf wollte ihr eine Schmeichelei sagen, aber er brachte sie nicht über die Lippen; er wollte sich zwingen, einen leichten, scherzenden Ton anzuschlagen aber es gelang ihm nicht.

„Jawohl", brachte er endlich heraus, indem er dem Mädchen zwei Gulden in die kleine, leichtgebräunte Hand drückte; „ich hatte heute Nacht kein Geld bei mir und wollte Ihnen doch nichts schuldig bleiben."

„Ach, soviel", hauchte Marietta, halb beschämt, halb erfreut; „eine so große Gabe habe ich noch niemals bekommen."

„Was werden Sie sich denn nun dafür kaufen?" fragte Gersdorf. „Eine Perlenschnur um den schönen Hals oder um den niedlichen Arm?"

Das Mädchen erröthete und zog unwillkürlich die nackten Schultern empor, um das Kleidchen höher hinauf zu bringen.

Bis jetzt hatte sie nichts dabei gefunden, ihren Hals unbedeckt zu lassen, wie alle Mädchen ihrer Bekanntschaft; nun aber, da man ihr sagte, daß er schön sei, durchzitterte sie eine Regung der Scham.

„Oder wollen Sie das Geld Ihren Aeltern geben?" fuhr Gersdorf fort, da Marietta nicht antwortete.

„Ich habe keine Aeltern mehr", flüsterte das Mädchen, indem sofort ein ganz anderes Gefühl ihre

Seele zu beherrschen begann; „sie sind schon seit mehreren Jahren todt.“

Der Maler schwieg; die Unterhaltung schien nicht in den gewünschten Fluß kommen zu wollen.

„Und womit verdienen Sie sich Ihren Lebensunterhalt?“ fragte er endlich wieder, um doch überhaupt etwas zu fragen.

„Am Tage gebe ich Unterricht auf dem Klavier und des Nachts singe ich auf der Piazza“, antwortete das Mädchen; „mein Vater war Musikus und hat mich gut unterrichtet.“

Jede neue Antwort des hübschen Kindes schien Gersdorf mit einem immer peinlichern Gefühl zu erfüllen, weil er das Gespräch nicht dahin zu bringen vermochte, wohin er es haben wollte, und weil ihn der Gedanke unangenehm berührte, daß er dem Mädchen nicht so gegenüberstand, wie er es gewünscht hätte.

Seine Eitelkeit fühlte sich verletzt, und das Mißbehagen darüber ließ ihn immer mehr vom Wege abkommen.

„Sie wohnen also allein?“ begann er nach einer abermaligen Pause, indem er sich bereits über die Frage ärgerte, während sie ihm noch über die Lippen ging.

„O nein“, entgegnete Marietta schnell, „ich wohne

bei meiner verheiratheten Schwester und zahle ihr Miethe und Kost."

„Haben Sie nicht auch den Wunsch, so glücklich zu werden?" fragte Gersdorf weiter.

Marietta ließ wieder das Köpfchen sinken und seufzte. „Ach, meine Schwester ist leider gar nicht glücklich", antwortete sie; „es geht ihr recht schlecht, der armen Paquita!"

Der Maler wandte sich um und trat einen Augenblick ans Fenster, um den Unmuth nicht blicken zu lassen, der unbedingt auf seinem Antlitz zu lesen sein mußte; er hatte das entschiedenste Unglück bei seinem Examen.

„Ihr Mann ist gar nicht gut gegen sie", erzählte Marietta unaufgefordert weiter; „er arbeitet nicht und verthut noch das wenige Geld, das er verdient, in den Weinhäusern. Die arme Paquita muß recht viel darüber weinen. Aber nun will ich ihr helfen", setzte das Mädchen schnell hinzu, indem eine kindliche, hoffnungsvolle Freude in ihren schönen Zügen aufleuchtete.

„Mit den beiden Gulden?" fragte Gersdorf.

„Ach nein; das würde nicht hinreichen, um die Noth zu lindern, und dann würde es ihr ja auch kein Glück geben können", entgegnete Marietta, leise die schwarzen Locken schüttelnd.

„Aber ich verstehe nicht, wie Sie ihr sonst helfen wollen", warf der Maler ein.

„Ich will eine recht schöne Wachskerze kaufen und sie anzünden auf einem Altar zur Ehre Gottes oder der heiligen Jungfrau", sagte das Mädchen, indem eine Verklärung aus ihren lieblichen Zügen strahlte; „dann werden die Heiligen des Himmels meiner armen Schwester helfen und ihren Mann wieder brav und ordentlich werden lassen, wie er es früher gewesen. Eine bessere Anwendung kann ich doch von Ihrem großmüthigen Geschenk gewiß nicht machen; meinen Sie nicht auch, Signore?"

Gersdorf, der bereits verstimmt und zwar über sich selber verstimmt war, zuckte leicht mit den Achseln.

„Glauben Sie wirklich, daß der Beistand Gottes in unsern kleinen Familienangelegenheiten sich durch eine elende Wachskerze erkaufen läßt?" sagte er.

Das junge Mädchen blickte ihn mit ihren großen schwarzen Augen an, als wenn mit einem Male all ihre kindliche Schüchternheit von ihr gewichen wäre.

„Gewiß glaube ich das!" sprach sie mit einem rührend natürlichen Ausdruck der innersten Ueberzeugung. „Ich stelle mir das so vor, als wenn Gott auf ein und demselben Plan alle menschlichen Sorgen und Bedrängnisse gleichzeitig überschaute, die großen sowie die

kleinen, das Unglück eines Volkes und den stillen Herzenskummer einer Mutter, Alles mit der gleichen himmlischen Güte. Ich kann mir auch nicht denken, daß es einen Unterschied gebe zwischen Gebet und Gebet, sondern ich glaube, daß die Stimme des Priesters auf der Kanzel um nichts lauter an Gottes Ohr dringt als das stille, stumme Kerzlein in der Kapelle, dessen Opfer er gewiß ebenso entgegennimmt, wie es gegeben, als das Zeugniß eines festen Glaubens und eines reinen und demüthigen Herzens."

Jetzt war es an Gersdorf, das Mädchen mit großen Augen anzustarren; aber aus ganz anderem Motiv, als das war, von dem sie vorhin geleitet wurde. An die Stelle der Verwunderung war die Bewunderung getreten, und mit ihr fand der Maler auch sogleich den Faden der Unterhaltung, den er vorhin so lange vergebens gesucht hatte.

Er wußte jetzt, daß die Seele des jungen Mädchens ebenso hold-naiv gebildet sei wie ihr Körper; er wußte, daß er es mit einem reinen und unschuldsvollen Naturkinde zu thun habe, das sympathisch auf jeden Menschen wirkt, geschweige denn auf einen Mann von Gemüth und Geist.

Das Gespräch, das vorhin fast bei jeder Frage und Antwort auf ein Hinderniß gestoßen war, floß jetzt

in leichter Plauderei dahin, wie ein munteres, silberhelles Bächlein, und Marietta erzählte in so reizend kindlicher Unbefangenheit und Aufrichtigkeit von ihren Lebensschicksalen, ihren kleinen Freuden und Sorgen und von ihrer armen Schwester Paquita, daß es Gersdorf ganz frei und warm dabei ums Herz wurde und die tiefbewölkte Melancholie seines Gemüths sich aufzulösen begann in die leichtern und lichtern Schattirungen des Frohsinns.

Nachdem die Unterhaltung wohl eine gute halbe Stunde auf diese Weise gedauert hatte, überkam die kleine Sängerin wieder eine unwillkürliche Beängstigung und Verlegenheit; sie hörte plötzlich auf zu sprechen, schlug die strahlenden schwarzen Augen nieder und zupfte sich mit den kleinen, zarten Händen an ihrem leichten Kleide herum, als wenn sie dort Falten zu glätten hätte, die gar nicht darin waren.

„Was ist Ihnen, Signorita?“ fragte Gersdorf, einen Schritt näher zu ihr herantretend. „Sollte ich Sie durch irgend etwas verletzt haben?“

„O nein“, entgegnete Marietta, die großen Augen wieder vertrauensvoll zu ihm aufschlagend; „ich dachte nur daran, daß es jetzt wohl Zeit für mich wäre, zu gehen; ich bin eigentlich schon zu lange hier gewesen.“

Gersdorf antwortete nicht, weil er gegen die Richtigkeit der Bemerkung nichts einzuwenden vermochte.

„So leben Sie denn wohl, Signore, und nehmen Sie noch einmal meinen Dank", fuhr das junge Mädchen fort, indem sie ihm unbefangen ihre kleine Hand entgegenstreckte; „ich werde mir für Ihr Geschenk das geweihte Kerzlein kaufen, und wenn Gott und die heilige Jungfrau mein Opfer gnädig annehmen und meine arme Schwester wieder glücklich machen, dann habe ich es, nächst den Heiligen des Himmels, Ihnen zu danken, Signore, und werde für Sie beten, solange meine Seele fühlen kann."

Sie wollte sich mit den letzten Worten entfernen, aber Gersdorf behielt ihre Hand zwischen den seinen.

„Noch einen Augenblick", sagte er mit leiser Stimme, „ich habe eine Bitte an Sie!"

„An mich — eine Bitte?" wiederholte Marietta mit einem lieblichen Gemisch von Freude und Erstaunen.

„Durch deren Erfüllung Sie mich glücklich machen würden", fuhr Gersdorf fort.

„O, und ich würde ein gleiches Glück empfinden, Ihnen zu dienen!" rief das junge Mädchen. „Sprechen Sie; wenn es irgend in meiner Macht steht, will ich es mit vieler Freude thun!"

„Ich wollte Sie bitten, sich von mir malen zu lassen", sagte Gersdorf, noch immer die kleine Hand haltend.

Marietta sah ihn mit einem erstaunten, beinahe scheuen und ängstlichen Blick an, als wenn die Bitte eine mißstimmende Empfindung in ihr erregt hätte.

„Sie sind also Maler, Signore?" fragte sie dann mit einem Ton, in dem sich ebenfalls eine Enttäuschung ausdrückte.

„Jawohl; ich bin ein deutscher Maler", antwortete Gersdorf, überrascht durch die sichtliche Umwandlung des Mädchens; „sollte Ihnen das unangenehm sein, Signora?"

Marietta schwieg und senkte die Augen zu Boden.

„Bitte, sprechen Sie", fuhr Gersdorf fort; „sprechen Sie mit demselben Vertrauen zu mir, das mich vorhin so wohlthuend berührte. Oder habe ich Ihnen Veranlassung gegeben, es mir jetzt zu entziehen?"

„O nein", entgegnete Marietta schnell, als drücke sie der Gedanke, von ihrem Wohlthäter für undankbar gehalten zu werden; „ich will auch ferner ganz offen und rückhaltslos gegen Sie sein, und Sie werden es mir verzeihen, wenn meine Bedenken Ihnen dumm oder kindisch erscheinen."

„Das werden sie gewiß nicht", drängte Gers-

dorf; „drum sprechen Sie zu mir, ganz wie es Ihnen ums Herz ist!“

„Daß Sie Maler sind, ist mir durchaus nicht unangenehm“, begann das Mädchen nach einem kurzen verlegenen Schweigen. „Ich liebe und verehre die Künstler; sie scheinen mir immer höher zu stehen als alle andern Menschen, weil sie doch mehr von dem göttlichen Geist in sich tragen und weil sie in ihrem Schaffen eine Verwandtschaft offenbaren mit dem Schöpfer; aber daß Sie mich malen wollten, das hat mich, offen gestanden, nicht ganz angenehm berührt.“

„Und weshalb nicht?“ fragte Gersdorf mit leichtem Staunen.

„Weil ich dann ja Ihr Modell bin“, entgegnete Marietta, „und die Modelle stehen hier bei uns nicht im besten Ansehen. Die deutschen Maler und Bildhauer kommen in großen Massen zu uns, bilden unsere schönen Mädchen nach und verkaufen ihre Arbeiten dann für schnödes Geld. Das verdenke ich den Malern und Bildhauern nicht“, fuhr das Mädchen fort, indem sie einen verstohlenen Blick auf Gersdorf warf, ob sie ihm vielleicht auch wehe gethan; „denn wenn sie von ihrer Kunst leben müssen, ist es leider nicht zu ändern, daß sie ihre Arbeiten verkaufen; aber den

Mädchen verdenke ich es um so mehr, wenn sie sich dazu hergeben, ihr Ebenbild verkaufen zu lassen und es für die Ewigkeit preiszugeben allen kalten Blicken und Urtheilen der Beschauer. Die Gedanken sind mir oft gekommen, wenn ich die Gefühllosigkeit sah, mit der die Fremden an den schönen Bildern im Palazzo Ducale vorübergehen. Lauter kalte Blicke und Herzen, vielleicht ebenso kalt wie die Hand des Malers, der das arme liebe Gesicht dazu verdammte, immer und immer auf die häßlichen Menschen hinabzulächeln und sich dafür von ihnen beurtheilen und bespötteln zu lassen."

„Sie fassen die Sache doch zu einseitig auf und schauen sie von der ungünstigsten Seite an, obgleich ich Ihnen von diesem Standpunkte aus nicht gerade Unrecht geben will", entgegnete Gersdorf mit Wärme. „Ich will Ihnen aber einige Beispiele nennen, die eine Aenderung Ihrer Ansicht über die Modelle veranlassen dürften. Wie gesagt, im Allgemeinen haben Sie nicht Unrecht, denn es gibt Schattirungen in der Kunst, wie in allem Andern, und diejenigen Maler, die nur mit kaltem, praktischem Künstlerblick ihr Modell suchen, um es mit kalter, praktischer Hand auf die Leinwand zu bringen, bilden zwar die große Masse unserer stark-vertretenen Zunft, aber sie drücken sie auch mehr oder

weniger an die Grenze des uns stiefverbrüderten Handwerks herab. Aus dieser grauen Menge treten aber die Ausnahmen wie leuchtende Punkte hervor, die Künstler in der wahrsten und edelsten Bedeutung des Wortes, die nicht mit der Hand malen, sondern mit dem Herzen, mit der Seele, die sich erst für ihren Gegenstand begeistern und dann mit ihrem Werk die Welt. Solchen Künstlern Modell gewesen zu sein, hat gewiß nichts Demüthigendes, Signora. Denken Sie an die liebliche Tochter des Tizian; denken Sie an die Fornarina des großen Rafael Sanzio; werden sie nicht heute noch mit fast andächtiger Bewunderung betrachtet, machen ihre Bilder nicht einen Theil des Ruhms jener Meister aus? Aber ich bin weit entfernt, mich zu jenen Kunstgrößen zählen zu wollen", fuhr Gersdorf mit einer zum Herzen sprechenden Bescheidenheit fort; „ich bin eigentlich noch gar kein Künstler, sondern ich hoffte es nur zu werden, als ich, dem innern Drange nachgebend, mich der Malerei widmete. Vielleicht glühte zuviel von dem göttlichen Funken in mir, denn ich konnte mich nicht dazu entschließen, wie meine Collegen, jedes beliebige Gesicht auf die Leinwand zu bringen, das dann dort gewöhnlich noch häßlicher aussah als in der Wirklichkeit; meine Seele träumte fortwährend ein Ideal, dem kein Antlitz auch nur im entferntesten

gleichen wollte in unserm kalten Norden. Mit heißem Sehnen ging ich nach Italien, aber auch dort war mir das Glück nicht günstiger; ich war zwei Jahre in Rom, ohne einen Kopf zu finden, der mein Genie hätte wecken könen, wenn anders solches in mir gelegen, und jetzt eben stand ich im Begriff, traurig und beinahe verzweifelend in mein Vaterland zurückzukehren, als Ihr Bild diese Nacht vor mir auftauchte wie eine verwirklichte Copie meines Ideals, das mir so lange als Traum in der Seele geruht. Auf den ersten Blick in Ihre Züge fühlte ich die Begeisterung für meine Aufgabe mir durch die Adern glühen, fühlte ich jene wunderbare Sympathie, ohne welche die Ausübung wahrer Kunst nicht denkbar ist. Jetzt bin ich offen gegen Sie gewesen, wie Sie es vorhin gegen mich waren", schloß Gersdorf, indem seine leiser werdende Stimme vor Bewegung zu zittern begann; „wollen Sie sich malen lassen, Signora, nicht mit der Hand, sondern mit der Seele, wollen Sie eine Künstlerschaft zum Leben erwecken, die sonst wahrscheinlich vor der Geburt erstickt wäre, wollen Sie mir Ihr holdes Bild anvertrauen, unter der Bedingung, daß es in meinem Besitz bleibt, solange ich lebe?"

Das Mädchen war durch die theils leidenschaftlichen, theils bittenden Worte Gersdorf's mächtig erregt worden.

Ihr jungfräulicher Busen wogte stürmisch auf und nieder, daß das leichte Kleidchen darüber ängstlich erzitterte, aus Besorgniß für seinen holden Schutzbefohlenen; die großen schwarzen Augen waren auf den Boden geheftet und in der leichtgebräunten Wange brannte eine fliegende Glut.

Das war das Feuer, das tief unten auf dem Grunde der Seele geschlummert und von den sanften Lüften der Zurückhaltung und weiblichen Scheu fortwährend umschmeichelt und gestreichelt worden war, damit es nicht an Ausdehnung gewinne, sondern ruhig und bescheiden fortbrenne, sanft erwärmend, aber nicht erhitzend.

Doch jetzt war ein plötzlicher, unvorhergesehener Windstoß darüber hingezogen und hatte die unbewachte Flamme blitzschnell emporflackern lassen, daß sie nun in dem keuschen Herzen und in den zarten Wangen brannte mit nimmer empfundenem Glühen.

Werden die sanften Lüftchen sie wohl wieder niederschmeicheln, oder wird sie zur verzehrenden Lohe anwachsen, die sich nicht mehr löschen läßt?

Die Zukunft wird es enthüllen.

„Sie antworten mir nicht, Signora?“ begann Gersdorf nach einem längern Schweigen. „Wollen Sie mir meine Bitte abschlagen?“

Das junge Mädchen schüttelte leise, fast wehmüthig den Kopf, als lauschte sie einer innern Stimme, die ihr abrieth von dem Schritt, den sie im Begriff war zu thun.

„Sie wollen mir also erlauben, Sie zu malen?“ rief Gersdorf aufwallend in freudiger Erregung. „Sie wollen den Versuch wagen, mich zum Künstler zu machen?“

„Ja“, hauchte das Mädchen, „aber unter einer Bedingung.“

„Und die ist?“

„Daß Sie mich nicht dafür bezahlen, wie andere Modelle bezahlt werden“, sprach Marietta kaum hörbar. „Ich will Ihnen mein Bild schenken zum Andenken an das Fest des Redentore.“

„O tausend Dank!“ sagte Gersdorf mit bewegter Stimme. „Und wann wollen Sie mir zum ersten Male sitzen?“

„Wann Sie wollen.“

„Morgen also?“

„Ja, Signore.“

„Soll ich zu Ihnen oder wollen Sie zu mir kommen?“

„Ich komme zu Ihnen, morgen um dieselbe Zeit“, unterbrach ihn Marietta. „Doch nun muß ich gehen. Addio, Signore!“

„Auf Wiedersehen, holdes Kind!“ rief Gersdorf der Scheidenden nach, die im nächsten Moment wie ein Märchenbild seinen Augen entschwunden war.

Das Mädchen war noch nicht fünf Minuten fort, als Hallerstein in seinem wie gewöhnlich ängstlich engen Anzug ins Zimmer trat, an einer schwarzen, schlechtbrennenden Virginia-Cigarre saugend, während der unvermeidliche Strohhalm graciös hinter seinem rechten Ohr steckte.

Er hatte kaum die Thür zugemacht, als ihm Gersdorf stürmisch um den Hals fiel und ihn drückte, daß die Nähte des engen Röckchens zu platzen drohten.

„O, nimm Dich in Acht“, ächzte der Bildhauer, sich mühsam aus der Umschlingung befreiend. „Du wirst Dir die Nase an meinem Rattenschwanz verbrennen oder mit einem Deiner träumerischen Augen in meinen Strohhalm gerathen. Was ist Dir denn? Du bist ja schrecklich aufgeregt!“

„Hallerstein“, rief Gersdorf, in neue Ekstase ausbrechend, „sie ist hier gewesen, sie läßt sich von mir malen!“

„Nun, weshalb sollte sie denn nicht?“ entgegnete der Bildhauer, indem er sich vor dem Spiegel seinen Anzug wieder ordnete. „In dem Malenlassen sehe ich keine große Schwierigkeit, wohl aber in dem Malen. Ich

würde mich an Deiner Stelle erst freuen, wenn ich mit dem Bilde fertig und wenn es mir gelungen wäre."

„O, darein setze ich durchaus keinen Zweifel", entgegnete Gersdorf noch immer in großer Aufregung; „ebenso gut wie ich fühlte, daß ich alle die andern Köpfe nicht malen könnte, die mir bis jetzt in meinem Leben begegnet sind, ebenso gut fühle ich heute, daß ich der Aufgabe völlig gewachsen bin, die mir der Himmel gesendet, und daß ich durch ihre Lösung mir den Eintritt erringen werde in den heiligen Tempel der Kunst!"

„Nun, dann gratulire ich im voraus", sagte Hallerstein etwas leichthin. „Jedenfalls sehe ich mir aus diesem Zwischenfall din bedeutende Annehmlichkeit erwachsen, noch länger in diesem langweiligen Venedig bleiben zu müssen", setzte er dann hinzu, indem er aus dem Fenster in den Canale Grande hinabblickte.

„Das ist doch nur Deine eigene Schuld", entgegnete Gersdorf lächelnd; „weshalb hast Du mich, beinahe mit Gewalt, zurückgehalten, um das Fest des Redentore mitzumachen! Wären wir gestern früh abgereist, so hätte ich kein Modell gefunden, Du aber säßest nun bald am großen Fenster bei Deinem geliebten Schubert und machtest Dich mit dem schweren Bier noch dicker, als Du es leider ohnehin schon bist."

„Ich bin gar nicht dick", sagte Hallerstein mit leichter Empfindlichkeit. „Ich begreife nicht, wie das Deinem Malerauge entgehen kann!"

Gersdorf lächelte still vor sich hin.

„Und dennoch opferst Du mir eigentlich gern Dein Bier", sagte er dann, „und freust Dich, daß ich endlich ein Modell gefunden habe; denn Du meinst es aufrichtig gut mit mir und stellst Dich selber unvortheilhafter dar, als Du bist. Das kommt daher, weil Du bei Deinen Spötteleien auch Dein eigenes Ich nicht verschonst und weil Dir die poetische Lebensanschauung abgeht, ohne die man aber dennoch ein vortrefflicher Mensch und Freund sein kann."

„Da hast Du Recht", sagte Hallerstein; „ich habe mir allerdings angewöhnt, die Dinge und Verhältnisse immer bei ihrem rechten Namen zu nennen; das ist freilich nicht poetisch, aber es ist oft praktisch, wenn auch nicht für mich, so doch für Andere."

Gersdorf sah ihn groß an.

„Das habe ich eigentlich nicht ganz verstanden", sagte er mit einem leisen Anflug von Humor, den man schon längere Zeit nicht bei ihm bemerkt hatte.

„Das ist auch vorläufig nicht nöthig", entgegnete Hallerstein, seine bittere Cigarre wieder in Brand saugend; „man muß sich immer nur an die Resultate

halten. Also vorläufig wird noch hier geblieben! Gut! Dann haben wir natürlich Pohjan auch ein bischen länger in der Tasche und den langweiligen Mr. Shrimps ebenso lange auf dem Halse; denn die Beiden scheinen mir gar nicht mehr von einander lassen zu wollen. Male wenigstens nicht zu langsam, hörst Du wohl? Ich will unterdeß versuchen, ob ich mich an den sauren Nostrana gewöhnen kann."

Er hatte kaum ausgesprochen, als sich die Thür öffnete und die lange gelbe Gestalt des Engländers ins Zimmer trat.

„Aoh", quäkte er, ohne den Hut abzunehmen und ohne zu grüßen, „wissen Sie nicht, wo mein liebes Freund Pohjan ist geblieben?"

„Muß leider bedauern", entgegnete Hallerstein, seinen Hut ebenfalls auf den Kopf stülpend; „haben Sie nicht die Nacht bei ihm geschlafen?"

„Oh no!" kaute Mr. Schrimps weiter; „in der Nacht sprechen ich nicht gern, sondern schlafen weit lieber; jetzt möchte ich aber haben mein liebes Freund Pohjan, um zu reden finnisch mit ihm. Jede Stunde, die er nicht bei mir ist, kommt mir immer vor wie einer Verschwendung."

„Wie gesagt, bedaure unendlich, Ihnen über Pohjan keine Auskunft geben zu können", wiederholte Haller-

stein, indem er Gersdorf ebenfalls dessen Hut auf den Kopf stülpte.

„Aoh!“ quäkte der Engländer, ohne die handgreifliche Anspielung auf seine Unhöflichkeit zu merken; „dann will ich unterdessen nehmen ein Bad.“

Und damit wandte er sich und schritt, die Hände in den Taschen behaltend, aus der Thür, indem er es nicht einmal für nöthig hielt, dieselbe hinter sich zuzumachen.

„Ich habe die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen, Mr. Shrimps!“ rief ihm Hallerstein nach, den Kopf durch die Spalte steckend.

„Aoh! Ich nehme es Ihnen nicht übel, daß Sie es haben vorhin vergessen“, tönte die Stimme des Engländers zurück.

„Das ist wirklich ein Brite vom reinsten Wasser“, sagte der Bildhauer, die Thür zuschlagend und sich dann ans Fenster setzend; „ich möchte ihn eigentlich bitten, daß er mir einmal Modell steht zu einer kleinen Statuette von Biscuit. Da er die Hände immer in den Taschen hat, könnte ich es schon wagen. Dann hätte man doch wenigstens einen Nutzen von ihm.“

Die beiden Freunde geriethen bald in eine ziemlich lebhafte Unterhaltung, die wohl eine kleine halbe

Stunde gedauert haben mochte, als ein lauter und durchdringender Hülferuf von dem Kanal herauf=scholl.

„Was ist denn das?“ fragte Gersdorf, der auf dem Sopha lag und eine Cigarre rauchte.

Hallerstein blickte aus dem Fenster.

„O!“ machte er mit einem erstaunten Gesicht; „das ist aber wirklich merkwürdig!“

„Was denn?“ fragte Gersdorf, sich halb empor=richtend.

„Hülfe! Hülfe!“ scholl es noch lauter, noch durch=dringender von unten herauf.

„Eine Gondel ist von einem Meerungethüm ange=fallen“, sagte Hallerstein; „der Gondolier schlägt mit seinem Ruder darauf los — es scheint mir ein Wal=roß zu sein, denn es hat an beiden Seiten des Kopfes zwei lange Zähne — es klammert sich an den Rand — die Gondel schwankt —“

„Hülfe! Hülfe!“ tönte es abermals mit dem Krei=schen der Verzweiflung.

Gersdorf war inzwischen ebenfalls ans Fenster ge=eilt und hatte einen Flügel aufgerissen, um zu sehen, ob nicht Leute unten seien, die er zum Beistand auf=fordern könnte.

In demselben Moment aber schlug die Gondel um,

der Gondolier platschte mit einem kräftigen Fluch ins Wasser, ein neuer Hülferuf erstickte in einem unartikulirten Gurgeln, und das Meerungethüm verschwand ebenfalls in den bläulichen Fluten.

„Sie ertrinken — rettet doch — sie ertrinken ja!“ rief Gersdorf aus dem Fenster hinab.

„I Gott bewahre“, eiferte Hallerstein dagegen; „da sind sie ja schon wieder — da — da!“

„Das Walroß trägt einen Menschen mit sich fort, sieh doch nur, sieh!“

„I, es ist gar kein Walroß, es ist ja Mr. Shrimps mit seinen langen nassen Backenbärten!“

„Und der Mensch, den er in den Armen trägt, ist kein Anderer als Freund Pohjan!“

In der That war es der Engländer, der, seiner Gewohnheit gemäß, sich im Zimmer entkleidet hatte und dann aus dem Fenster gesprungen war, um im Canale Grande sein Morgenbad zu nehmen.

Indem er lustig in dem lauen Wasser dahinschwamm, entdeckte er mit seinem scharfen Auge in einer vorbeifahrenden Gondel seinen Freund Pohjan.

Sofort erfaßte ihn die Begier, ein wenig finnisch zu plaudern und auf diese Weise das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden.

Mit zwei gewaltigen Schwimmstößen ist er neben

der Gondel und klammert sich an den einen Rand derselben, um Pohjan einen finnischen Morgengruß zuzurufen. Das leichte Fahrzeug neigt sich bedenklich auf die Seite; der träumende Gondolier schreckt empor und schlägt mit dem Ruder auf Mr. Shrimps los; der schlafende Pohjan erwacht und schreit jammervoll um Hülfe; Mr. Shrimps sucht mit aller Gewalt die Gondel zu erklimmen, als im nächsten Moment das Ding umschlägt und alle drei im Wasser liegen.

Doch bereits nach einer halben Minute sieht man den gelben Engländer wieder aus den blauen Fluten emportauchen; er hält in seinen sehnigen Armen den noch ganz betäubten, zappelnden und schreienden Pohjan, während der Gondolier hinter beiden herschwimmt, fürchterliche Flüche ausstößt und sie mit seinen Ruderschlägen zu treffen sucht.

Endlich erreicht Mr. Shrimps mit seiner süßen Last unangefochten das Ufer und läuft wie ein Rasender die Treppen des Hotels hinauf in sein Zimmer.

„So!“ sagt er, den triefenden Finnen auf das schöne seidene Sopha setzend; „so, liebes Pohjan, nun ängstige Dich nicht mehr und laß uns plaudern ein Stündchen finnisch miteinander!“

Das war dem lieben Pohjan aber denn doch zu arg; er schrie nicht mehr, weil ihm die Sache jetzt klar

geworden war, aber er erhob sich in tiefster Entrüstung von dem rothseidenen Sopha, dem er einen großen, dunklen Fleck zurückließ, wehrte den verfolgenden Shrimps durch fortwährende Fechterausfälle nach dessen Magengegend ab und schritt dann, einer Gießkanne gleichend, aus dem Zimmer, über die marmorbelegten Gänge, bis er auf seinem eigenen Stübchen ein sicheres Asyl fand.

Am andern Morgen erschien Marietta zur ersten Sitzung.

Sie trug dasselbe weiße Kleid mit der rothen Schärpe, in dem sie Gersdorf zuerst entgegentreten war bei dem nächtlichen Fest des Redentore.

Die Arbeit begann.

Wie das Künstlerauge sich begeisterte für die holde Gestalt des jungen Mädchens, so erquickte sich Gersdorf's Geist an der während des Malens gepflogenen Unterhaltung.

Und wie das Bild weiter und weiter gedieh, trat eine Perle nach der andern aus dem Seelengrunde des reizenden Kindes zu Tage, entfaltete sich die ganze Fülle dieses reinen unschuldigen Herzens, die ganze Anmuth dieser ungeschminkten und unverdorbenen Natur.

Der Maler erstaunte oft über die Richtigkeit, Ge-

sundheit, ja Tiefe der Anschauung und des Urtheils, die das Mädchen bei den verschiedensten Anläſſen zu erkennen gab und die um so mehr auf ihn wirkten, als sie mit einer entzückenden Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit vorgetragen wurden.

Es ist wahr, Marietta hatte wenig von den Menschen gelernt, aber desto mehr von der Natur oder von dem, der die Natur geschaffen.

Sie war ein kleiner autodidaktischer Philosoph, mit dem Antlitz eines Kindes, mit Adern von Feuer und einem Herzen von Gold.

Gersdorf malte nicht mit der Hand, sondern mit der Seele, und deshalb brachte er auch die Seele des holden Kindes mit auf das Bild.

Es wurde in der That ein Meisterwerk, das er schuf.

Hallerstein war glücklich über das Glück seines Freundes, obgleich ihm beim Anblick desselben die Vorahnung eines Wehs durch die Seele zog, von dem er sich noch keine klare Rechenschaft zu geben vermochte und das er sogar gern zu verscheuchen suchte, wenn es wieder und immer wieder über ihn kam.

Wenn er jedoch mit Gersdorf zusammen war, unterdrückte er sowohl die freudigen wie die schmerzlichen Gefühle, die ihn bewegten, und mischte in seine Unterhaltung jenen ironischen Realismus, den er gewöhnlich

zur Schau trug und mit dem man, unter der Form des Scherzes, herbe Wahrheiten sagen kann, ohne so blutig zu verwunden, wie es die Sache wohl erforderte.

Man wird aber deshalb nicht minder gut verstanden.

Das war die Manier der Narren des Mittelalters; das ist der Charakter jener philosophischen Narren Shakspeare's, die so oft durch Thränen lächeln und mit gebrochenem Herzen Späße machen.

Die meisten Menschen geben sich Mühe, besser scheinen zu wollen, als sie sind, aber es gibt auch Ausnahmen, die es umgekehrt machen, die es nicht lassen können, Alles zu bewitzeln und zu ironisiren, und die, wie Geizhälse, die reichen Schätze ihres Gemüths kaum flüchtig ihre Freunde sehen lassen, von denen sie dann auch gewöhnlich nicht ganz richtig erkannt und beurtheilt werden.

Hallerstein war also glücklich über das Glück seines Freundes und blieb ihm zu Gefallen noch in Venedig; Pohjan blieb ebenfalls, weil seine römischen Bekannten blieben, und Mr. Shrimps blieb, weil Pohjan blieb, und so blieb denn die ganze Gesellschaft noch zusammen.

Pohjan hatte sich bald wieder von seinem kleinen Schreck erholt und dem Engländer verziehen.

Die neue Bekanntschaft bildete ihm eigentlich eine ganz angenehme Ergänzung zu den alten, denn Shrimps

hatte eine bedeutend größere und freigebigere Börse als Gersdorf und Hallerstein, und während er bei den beiden letztern die Mitbenutzung derselben immer durch die Blume und halb verstohlen arrangiren mußte, fand der Engländer ein förmliches Vergnügen darin, ihm Geld zu leihen; aber niemals mehr, als er augenblicklich brauchte, und nie einen Moment früher, als wenn er sich gerade etwas kaufen wollte.

Außerdem mußte der Engländer stets dabei sein, wenn Pohjan Geld ausgab, als wäre es von der größten Wichtigkeit für ihn, seinen Freund unter der genauesten Controle zu halten.

Auf diese Weise war der Finne allerdings in den Stand gesetzt, seine nothwendigsten Bedürfnisse befriedigt zu sehen, aber da er niemals einen Thaler in der Tasche hatte, fühlte er doch in der Befriedigung auch eine gewisse Beschränkung.

Sein heiterer Sinn setzte ihn jedoch zum großen Theil über diesen kleinen Uebelstand hinweg, und nur wenn Hallerstein ihn fragte, wo er sich in Berlin sein Atelier einzurichten denke, verschwand der stereotype Frohsinn für einen Augenblick aus dem großen rothen Gesicht und er sagte mit jener unnachahmlichen Mischung von Hochmuth und Geringschätzung, die wir bereits an ihm kennen gelernt haben:

„Ich rühre weder Meißel noch Hammer an, wenn ich nach Deutschland komme; das unwissende und blasirte Publikum würde mich nimmer verstehen und würdigen. Ich bin für die Kunst gestorben, lieber Freund!"

Und wenn Hallerstein dann ein tiefbetrübtes Gesicht schnitt und eine Bewegung machte, als wenn er sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge wischte, drückte ihm Pohjan tröstend die Hand und sagte, ebenfalls nicht ohne innere Bewegung:

„Lassen Sie es gut sein, Freund; es ist besser so. Was würden Sie sagen, wenn meine Kunstwerke belächelt würden? Das wäre ja ein noch herberer Schmerz!"

Und dann drückten sie sich noch einmal die Hand, seufzten und gingen auseinander, um ihre Rührung nicht aufkommen zu lassen.

Nach vierzehn Tagen war das Bild beendet.

Als Marietta es zum ersten Mal zu Gesicht bekam, stieß sie einen Schrei der Freude und der Ueberraschung aus.

Sah sie denn heute etwas Anderes als ihr gewohntes Spiegelbild, das sie sonst täglich mit einer gewissen Gleichgültigkeit, vermischt mit einer sehr geringen Dosis weiblicher Eitelkeit, betrachtet hatte?

Außer der sprechenden Aehnlichkeit mußte es also

noch etwas Besonderes sein, das Marietta bei dem Anblick des Bildes so freudig überraschte, und dieses Besondere lag in dem Ausdruck, welcher die Züge des Portraits beseelte.

Es mußte demnach während des Malens eine Veränderung mit ihr vorgegangen sein, eine Verände=rung des Innern, die nun das Aeußere wie trans=parent durchstrahlte.

So hatte ihr Auge noch nie geblickt, so ihre Lippe noch nie gelächelt.

Es war dasselbe Antlitz, aber die veränderte see=lische Beleuchtung hatte ihm einen weit idealern Cha=rakter geliehen, wie eine Landschaft auch einen gar verschiedenen Eindruck macht, je nachdem melancholische Wolken sie beschatten oder die heitere Sonne sie bestrahlt.

Das schlummernde Flämmchen auf dem Grunde ihrer Seele mußte doch wohl sehr vernachlässigt sein, denn wenn es auch noch nicht emporgeschlagen war zu verderblicher Lohe, so hatte es doch seine ursprüng=lichen engen Grenzen verlassen und den ganzen Körper mit einem Gefühl durchglüht, über das sich das un=schuldige Kind selbst noch keine Rechenschaft zu geben vermochte, dessen Bedeutung aber wie eine plötzlich aufblitzende Ahnung in ihre Seele fuhr, als sie zum ersten Mal ihr so verändertes Ebenbild zu Gesicht bekam.

Was Gersdorf anbetrifft, so hatte er sich während des Malens ebenfalls verändert.

Die glühende Begeisterung, die ihn vor dem Beginn der Arbeit ergriffen, war im Verlauf derselben immer mehr geschwunden und hatte einer ruhigern Stimmung Platz gemacht, die einen fast wehmüthig-freudigen Charakter trug.

Die Begeisterung ist laut, die Freude ist strahlend, das Glück ist still.

Und als nun die Arbeit beendet war, als Gersdorf den Eindruck sah, den das Bild auf Marietta machte, als er selbst die Gelungenheit seines Werkes erkannte, als Hallerstein ihm das höchste Lob über dasselbe spendete, blickte er mit einem beinahe schmerzlichen Lächeln von dem Original auf die Copie und wieder von der Copie auf das Original, ohne seiner Freude einen rechten Ausdruck geben zu können.

Der brennende Wunsch seiner Seele war erfüllt, aber in der Erfüllung mußte ein Element enthalten sein, das eine innere Ruhe und Zufriedenheit noch nicht zum Abschluß kommen ließ.

Gersdorf wurde wieder still und melancholisch, wie er es zuvor gewesen; aber die Melancholie war eine andere geworden.

Hallerstein, der seinen Freund auf das genaueste

beobachtete, drängte zur Abreise, da der Zweck des längern Bleibens ja erfüllt und der fernere Aufenthalt in Venedig nur unnütze Zeit- und Geldverschwendung sei.

Gersdorf gab ausweichende Antworten, vertröstete Hallerstein von einem Tage zum andern, aber er reiste nicht ab.

So waren wiederum vierzehn Tage verflossen, während welcher Gersdorf nur einige Male sein Modell gesehen und gesprochen, als er krank wurde und sich zu Bett legen mußte.

Ein Nervenfieber, vielleicht die Folge der langen Verstimmung, der großen contrastirenden Aufregungen der letzten Wochen und der drückenden, in Venedig herrschenden Hitze, warf den kräftigen jungen Mann aufs Krankenlager und führte ihn dicht an die Grenze des Grabes.

Kaum hatte Marietta von der Gefahr Kenntniß erhalten, in der ihr Freund und Wohlthäter schwebte, als sie sich durch nichts davon abhalten ließ, sofort zu ihm zu eilen und ihn zu pflegen.

Es gibt Gefühle, die alle Schranken niederwerfen, und dem Reinen ist ja Alles rein.

So saß das holde Kind viele Tage und Nächte an dem Bett des kranken Mannes, wie ein Schutzengel, der sorgsam über das ängstlich flackernde Lebenslichtchen

wacht, damit es nicht eine unvorhergesehene Zugluft verlösche zu der ewigen Nacht des Todes.

Und auf der andern Seite des Bettes saß der treue Hallerstein und blickte mit besorgtem Auge bald in das blasse Antlitz seines Freundes, bald in die kummervollen Züge des jungen Mädchens, das jedes schmerzliche Zucken des Kranken mitfühlte, in dessen Seele jeder Seufzer einen Wiederhall fand, das allen Phasen des Deliriums lauschte.

Nach mehreren qualvoll verbrachten Wochen war Gersdorf endlich auf dem Wege der Genesung und nach weitern vierzehn Tagen vollständig wiederhergestellt.

Marietta war auch während der Reconvalescenz noch alle Tage zu ihm gekommen, vielleicht aus Besorgniß, daß wieder eine üble Wendung eintreten könne, vielleicht um der Freude willen, ihn dem frischen Leben zurückgegeben zu sehen, vielleicht weil sie selbst nicht wußte, weshalb.

Es zog sie zu ihm, und sie ging; über die Gründe zu ihrem Handeln gab sie sich keine Rechenschaft.

In den schönen, lauen Sommernächten fuhren sie auch zusammen auf der stillen Lagune spazieren; aber nur der Mond konnte ihre Gespräche belauschen, und der Mond ist verschwiegen.

Hallerstein drängte jetzt nicht mehr zur Abreise, aber er regte sie öfters leise an.

Gersdorf schien dann wie aus einem Traum emporzufahren.

„Schon abreisen?“ pflegte er dann zu sagen, indem seine Stimme unwillkürlich matter wurde. „Aber ich bin ja noch nicht völlig gesund. Ein Kranker nimmt etwas von dem Wesen eines Kindes an, und das Gefühl empfinde auch ich jetzt. So nie allein zu sein, immer gepflegt, immer getröstet, immer mit Liebe und Aufmerksamkeiten aller Art umgeben zu werden, stets Jemand an seiner Seite zu wissen, der uns selbst die Mühe des Wunsches erspart und uns die Sorgen des Lebens abnimmt, das ist zu süß, das hat mich so sanft eingelullt, daß ich mich noch nicht dem Zustande zu entreißen vermag, den ich so liebgewonnen habe.“

Wenn Hallerstein das hörte, schwieg er und drängte nicht mehr, aber wenn er allein war, machte er oft ein recht schwermüthiges Gesicht, das er nur mit Mühe aufzuheitern vermochte, wenn er wieder in die Gesellschaft der Menschen trat.

So vergingen abermals Wochen.

Gersdorf's körperliche Gesundheit war vollständig wiedergekehrt, aber sein Geist wurde, namentlich in der allerletzten Zeit, von Tage zu Tage düsterer.

Er schien ein quälendes Gefühl im Busen zu tragen, er schien einen Kampf zu kämpfen, von dem er selber noch nicht wußte, auf welche Seite sich der Sieg neigen würde.

Marietta nahm mit Besorgniß die verdüsterte Seelenstimmung ihres Freundes wahr und fragte ihn, wiewohl vergeblich, nach der Ursache derselben.

Hallerstein fragte nicht; er wußte vielleicht schon.

Eines Abends, alsder Vollmond wieder am tiefblauen Himmel stand, wie in jener Nacht des Redentore, trat Gersdorf zu seinem Freunde ins Zimmer und setzte sich schweigend aufs Sopha.

„Was bringst Du denn noch so spät?“ fragte der Bildhauer endlich, nachdem er Gersdorf gegenüber Platz genommen.

Der Andere fuhr aus dumpfem Brüten empor, beinahe als wenn er bei schlechten Gedanken ertappt worden wäre, machte dann aber eine gewaltsame Anstrengung, um den Ruhigen und Unbefangenen zu spielen.

„Ich wollte Dich nur fragen“, begann er trotzdem mit unsicherer Stimme, „ob es Dir recht wäre, wenn wir morgen früh abreisten.“

Hallerstein zuckte unmerklich zusammen, als ob er einen Stich bekommen habe, auf den er jedoch schon vorbereitet gewesen.

„So plötzlich?“ fragte er, sich beherrschend, nach einer kleinen Pause.

„Allerdings!“ entgegnete Gersdorf mit einer gewissen Hast. „Einmal muß doch der Entschluß gefaßt werden. Ich bin vollständig wiederhergestellt, mein Bild ist fertig und getrocknet; was sollen wir also noch länger hier?“

„Ja, da hast Du freilich Recht“, sagte Hallerstein, die Augenbrauen emporziehend. „Was sollen wir noch länger hier? Aber einen Tag, dächte ich, könntest Du doch noch zugeben; man hat so manche Bekanntschaft hier angeknüpft, von der es doch unfreundlich wäre, ohne Lebewohl zu scheiden.“

„Das ist es eben, was ich vermeiden wollte“, unterbrach ihn Gersdorf schnell. „Das Abschiednehmen ist mir von jeher unerträglich gewesen; es ist immer der Verbitterer des letzten Tages, es verstimmt, es quält, und deshalb gehe ich diesen Scenen aus dem Wege, wo ich nur irgend kann.“

„Hm!“ machte Hallerstein. „Und Marietta, hast Du ihr schon Lebewohl gesagt?“

„Nein“, entgegnete der Maler mit noch gesteigerter Hast, „und ich beabsichtige es auch nicht zu thun; auf sie bezogen sich meine eben angeführten Gründe hauptsächlich. Der Abschied würde sie aufregen, sie schmerzen.“

„Du glaubst also, daß es sie weniger schmerzen wird", unterbrach ihn Hallerstein, „wenn sie plötzlich die Entdeckung macht, daß Du ohne Dank, ohne freundliches Lebewohl von ihr gegangen bist, wie der Dieb in der Nacht, der auf bösen Wegen wandelt?"

„Ich wandle nicht auf bösen Wegen", entgegnete Gersdorf, sich immer fieberhafter erhitzend; „im Gegentheil; es ist meine Pflicht, mich von hier zu entfernen. Mein Bild ist fertig, meine Gesundheit wiederhergestellt; was soll ich hier noch länger müßig im fremden Lande? Ich glaube, ich würde von neuem krank werden, wenn ich noch bliebe."

Hallerstein blickte seinem Freunde voll ins Auge.

„Du belügst Dich selbst", sagte er mit langsamer, ruhiger Stimme; „aber Du belügst Dich schlecht, wie Jeder, der im Lügen noch keine Uebung hat. Soll ich Dir die Wahrheit sagen, soll ich Dir den Grund mittheilen, weshalb Du so plötzlich und ohne Abschied von Marietta scheiden willst?"

Gersdorf wollte antworten, aber er schien nicht die rechten Worte finden zu können.

„Weil Du Marietta liebst und weil Du fühlst, daß sie Dich wiederliebt!"

Gersdorf senkte einige Augenblicke den Kopf und schloß die Augen.

„Du hast den Punkt berührt, aber nicht ordentlich getroffen", sagte er dann, sich wieder emporrichtend, mit sichtbar erzwungener Ruhe. „Ich habe mich als Künstler für die Schönheit des Mädchens begeistert, ich bin während des Malens in ein intimeres Verhältniß zu ihr getreten, sie hat mich in meiner Krankheit gepflegt und ich habe ihr aufrichtige Dankbarkeit dafür bewiesen. Was Marietta anbetrifft, so hat sie sich in ihren leicht erregbaren Empfindungen das Verhältniß vielleicht anders gedeutet, hat Illusionen in ihrem Busen genährt, die sich nicht verwirklichen lassen, hat von Ansprüchen geträumt, zu denen sie keine wirkliche Berechtigung hat."

Hallerstein sah ihn wieder mit einem langen prüfenden Blicke an.

„Und selbst wenn ich sie liebte oder zu lieben glaubte", fuhr Gersdorf, unter der Einwirkung dieses Blickes sich wieder erhitzend, fort, „ist es dann nicht um so mehr meine Pflicht, als ruhiger und besonnener Mann die Vernunft vorwalten zu lassen und das Verhältniß mit einem schnellen und kräftigen Entschluß zu brechen?"

„Und ein Herz mit", sagte Hallerstein leise.

Gersdorf stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Die Poesie der Situation hat uns beide hingerissen", sprach er, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend; „aber sie hat uns auch vielleicht beide getäuscht, wie ja die Poesie überhaupt nur Täuschung ist. Wenn ich nun vor sie hintreten will, um Abschied zu nehmen auf ewig, dann brechen Rührung und Schmerz mit voller Gewalt hervor, und das überströmende Gefühl legt uns Worte in den Mund, die wir nachher vor unserer Vernunft nimmer verantworten und die von den schwersten Folgen sein können für unser ganzes künftiges Leben. Deshalb soll man sich nie in Stimmungen des Schmerzes und der Rührung zu wichtigen Entschlüssen verleiten lassen, sondern damit warten, bis Ruhe und Klarheit wieder unser Inneres beherrschen. Ich gebe Dir mein Wort, ich weiß nicht genau, mit welchem Namen ich mein Gefühl für das junge Mädchen belegen soll. Und sie? O, ich glaube es sehr gern, daß sie mir mit ganzer Seele zugethan ist, selbst daß sie mich liebt, und daß sie viele Thränen vergießen wird, wenn sie meine plötzliche Abreise erfährt; aber sie wird sich auch wieder trösten. So schnell sich das Feuer in solch jugendlichem Herzen entzündet, so schnell erlischt es auch wieder und so schnell erglüht es von neuem für einen andern Gegenstand. Ein entschlossenes jähes Zerreißen der Bande ist das beste

Remedium für dergleichen Zustände, und die unumstößliche Gewißheit ewiger Trennung, ohne die leiseste Hoffnung auf ein Wiedersehen, beruhigt am schnellsten und sichersten die Gemüther."

„Und bricht auch, wie ich vorhin bereits gesagt habe, nicht selten die betheiligten Herzen", entgegnete Hallerstein. „Derselbe kalte Hauch, der so plötzlich die Flamme der Liebe verlöscht, bläst auch oft gleichzeitig die Flamme des Lebens aus."

„Nun, was soll ich denn nach Deiner Ansicht thun?" fuhr Gersdorf sich wieder mehr erhitzend fort. „Soll ich sie heirathen, soll ich sie mit nach Berlin nehmen, ihr Dasein an das meine ketten, sie losreißen von ihrer Heimat und ihrer Familie, um sie dem Elend in die Arme zu führen, das sie vielleicht an meiner Seite erwartet? Ich weiß noch nicht, ob ich für mich selber Brod haben werde, geschweige denn für einen Hausstand! Wäre es nicht geradezu unverantwortlich und sündhaft von mir gehandelt, als Mann von ruhiger und klarer Ueberlegung leichtsinnig über das Schicksal jenes Mädchens zu entscheiden und eine Last der Verantwortung auf meine Schultern zu laden, die mich vielleicht erdrücken würde und sie mit? Außerdem wird die allweise Zeit den Prüfstein bilden für die Echtheit unserer Gefühle, und Du sollst es sehen, Hal-

lerstein, ich werde sie und sie wird mich vergessen! Das ist der gewöhnliche Verlauf solcher Verhältnisse."

„Des Menschen Wille, das ist sein Glück!" murmelte der Bildhauer mit einer gewissen Resignation vor sich hin.

„Was hast Du gesagt?" wandte sich Gersdorf schnell zu ihm um.

„Ich habe das gar nicht gesagt, sondern irgend ein großer deutscher Dichter und folglich muß es wohl wahr sein", brummte Hallerstein. „Mache, was Du willst, ich bin nicht berufen, in Deine Lebensschicksale einzugreifen, und wünsche ebenfalls keine Verantwortung zu haben. Also morgen mit dem ersten Zuge?"

„Ja!" sagte Gersdorf mit großer Bestimmtheit; „es bleibt dabei, unabänderlich!"

„Soll ich hinuntergehen und Pohjan benachrichtigen?"

„Nein. Wozu das? Wollen wir uns diesen Blutegel in Berlin auch wieder an unsere magern Börsen setzen? Außerdem hat er ja jetzt auch den Engländer, der ihn mit allem Nöthigen versieht; ich glaube, daß wir es daher vollständig vor unserm Gewissen verantworten können, wenn wir ihn der liebevollen Fürsorge des Mr. Shrimps überlassen. Bei ihm wird er es besser haben als bei uns."

„Bon!“ sagte Hallerstein. „Dann wollen wir uns also schweigend zu Bette legen, morgen zeitig aufstehen, unsere Rechnung bezahlen und uns verstohlen nach dem Bahnhof rudern lassen, ehe Pohjan und Shrimps ihre Matratzen verlassen haben.“

„Jawohl!“ bestätigte Gersdorf; „so würde jeder Mann von Vernunft handeln unter den obwaltenden Umständen.“

„Natürlich!“ sagte Hallerstein. „Gute Nacht also, Mann der Vernunft!“

Am andern Morgen in aller Frühe stand auf dem Bahnhofe in Venedig der Zug eben zum Abfahren bereit.

Die Glocke hatte schon das zweite Signal gegeben und die Schaffner waren eifrig bemüht, die Billets zu coupiren.

„Gli billeti, signori!“ sagte ein Beamter, an das Coupé tretend, in welchem Gersdorf und Hallerstein allein saßen.

Die Billets wurden hingereicht, und der Schaffner gab eben das letzte zurück, als derselbe von hinten einen so heftigen Stoß bekam, daß er in das Coupé flog.

„Nehmen Sie's nicht übel, lieber Freund“, keuchte gleich darauf die athemlose Stimme eines Menschen,

der sich in vollständiger Erschöpfung auf eine Bank warf.

„Pohjan!“ rief Hallerstein. „Wo kommen Sie denn noch her?“

Der Finne trocknete sich den Schweiß von dem großen, glühendrothen Gesicht und warf einen ängstlichen Blick aus dem Wagenfenster.

Ich wollte auch noch mit“, pustete er. „Uff, bin ich gelaufen! Mir ist zu Muthe, als wenn mich der Schlag rühren sollte!“

„Haben Sie ein Billet, Signore?“ fragte der Schaffner, der sich von seinem ersten Schreck erholt hatte.

„Nein!“ stöhnte Pohjan. „Wo soll ich denn ein Billet herbekommen? Die Ausgabe war ja schon geschlossen. Lieber Hallerstein, Sie haben wohl die Freundlichkeit, mir auf der nächsten Station eins zu lösen; ich bin noch zu echauffirt. Donnerwetter, wenn mich nur nicht der Schlag rührt!“

„Nein, das ist hier nicht erlaubt“, remonstrirte der Schaffner; „wenn Sie kein Billet haben, müssen Sie aussteigen; der Zug geht gleich ab.“

„Nehmen Sie doch Vernunft an, haben sie doch Mitleiden“, ächzte Pohjan, indem er wieder einen ängstlichen Blick aus dem Fenster warf.

In demselben Augenblick bekam der Schaffner einen

abermaligen Stoß, und die lange gelbe Gestalt des Mr. Shrimps fiel neben Pohjan auf das Sitzkissen.

„Demonio!“ fluchte der Beamte. „Das ist ja aber heute wirklich zu arg!“

Gott sei Dank!“ quäkte der Engländer. „Das war der höchste Zeit, Goddam!“

„Wollen Sie denn auch noch mit, Signore?“ fragte der Schaffner ganz aufgeregt.

„Natürlich wollen ich mit!“ antwortete Shrimps, seine langen gelben Beine auf die gegenüberliegende Bank streckend.

Kaum hatte der Finne diese Worte vernommen, als er mit erstaunlicher Geschicklichkeit über des Engländers Beine hinweg aus der Coupéthür sprang.

„Aoh, wo willst Du hin, liebes Pohjan?“ rief Shrimps, den Fliehenden noch zur rechten Zeit am Rockschooß ergreifend und festhaltend.

„Ich kann nicht mit, ich habe kein Billet!“ schrie der Finne, indem er einen besorgten Versuch machte, seinen Rock unbeschädigt aus des Engländers Faust zu befreien.

„Aoh, Du hast kein Billet, ich haben zwei!“ wieherte Shrimps, indem er sie dem Schaffner zum Coupiren hinhielt; dann zog er den Finnen mit einem mächtigen Ruck wieder ins Coupé hinein, daß er ihm rücklings

auf den Schooß kollerte, und umklammerte ihn mit seinen langen nervigen Armen, wie eine Mutter ihr Kind.

„So, liebes Pohjan", quäkte er, über das ganze Gesicht lachend; „nun sind wir wieder zusammen, und das macht mich merkwördig glöcklich!"

Im nächsten Moment brauste der Zug über die Lagunen dahin.

Ob bei dem grellen Pfiff wohl ein armes Herzchen erzitterte in schmerzlicher Ahnung?

Drittes Kapitel.

Berlin und Venedig.

Ja, Berlin ist reines Venedig,
Canale Grande;
Ach, Herrje!
Ja, Berlin ist reines Venedig!
Gott sei mir gnädig!
Herrlich, fameux.

D. Kalisch.

Welch scharfe Contraste zwischen der Stadt der Lagunen und der Stadt der Intelligenz!

Venedig liegt in einem Meer von blauem Wasser, Berlin in einem Meer von weißem Sand.

Venedig kennt keinen Staub, Berlin keine reine Luft. Durch Venedigs Wasserstraßen zieht die lautlose Gondel, über Berlins Steinpflaster rumpelt die grämliche Droschke.

Zur Zeit der Republik Venedig sangen die Gondoliere; unter der österreichischen Herrschaft schwiegen sie; unter Italiens Scepter stimmen sie vielleicht ihre Lieder wieder an.

Die berliner Droschkenkutscher aber haben niemals

gesungen, singen jetzt nicht und werden es auch in Zukunft nicht thun.

Dessenungeachtet sind sie aber in der Regel heiser.

Venedig ist bei Tage langweilig und des Nachts poetisch, Berlin ist immer langweilig und nie poetisch.

In Venedig schläft man bei Tage und wacht des Nachts, in Berlin vegetirt man bei Tage und schläft des Nachts, selbst die Nachtwächter.

Venedig war einst Weltstadt, Berlin wird es niemals werden.

In Venedig herrschten früher die Dogen, in Berlin herrschten früher die Degen.

In Venedig spielte früher Othello eine Hauptrolle, in Berlin spielt diese Rolle Dessoir noch jetzt.

In Venedig gibt es schlechten Wein, in Berlin gibt es kein gutes Bier.

In Berlin erinnert nichts an Venedig als der Fensterplatz bei Schubert, von dem man den Blick auf jene alte Lithographie im geschwärzten Goldrahmen hat, welche die beiden berühmten Säulen der Piazzetta und eine Ecke des Dogenpalastes darzustellen versucht.

Als Gersdorf, Hallerstein, Pohjan und Mr. Shrimps nach ununterbrochener Reise wieder in Berlin angekommen waren, sprangen ihnen diese Contraste

auch sofort ins Auge, obgleich sie sich keine so detaillirte Rechenschaft darüber gaben.

Wenn man eine Zeit lang aus der Heimat entfernt war, bewahrt die Erinnerung gar treulich ihr Bild; kommt man aber endlich zu ihr zurück, so tritt sie uns weit fremder entgegen, weil unsere treue Erinnerung jede während der Abwesenheit vorgegangene Veränderung bemerkt.

Gersdorf schien nur wenig Interesse für die Berliner Verhältnisse zu haben, denen er seit länger als zwei Jahren entrückt gewesen war, wandte sich aber mit fast fieberhaftem Eifer der Verfolgung seiner Künstlerlaufbahn zu.

Schon wenige Tage nach seiner Ankunft miethete er ein Maleratelier in der lichten und luftigen Link-Straße, und da dasselbe außerordentlich groß und bequem war, nahm ihm Hallerstein die Hälfte ab, das heißt, sie richteten sich, je nach ihren verschiedenen Anforderungen und Bedürfnissen, verträglich in demselben ein.

Ihre bescheidenen Wohnzimmer lagen eine Treppe tiefer als das Atelier, aber noch immerhin drei Treppen über der Erdoberfläche.

Was Pohjan betrifft, so ließ er sich selten bei ihnen sehen, und wenn er einmal zum Besuch ins Atelier

kam, war er so still und schweigsam, als ob ihn ein geheimer Kummer drücke.

Er gab sich zwar die größte Mühe, diese veränderte Seelenstimmung vor seinen Freunden zu verbergen und sein altes Wesen zur Schau zu tragen, aber es kamen doch genug der unbewachten Momente, die ihn verriethen und einen Blick in sein verdüstertes Gemüth thun ließen.

Was ihm eigentlich fehlte, war um so schwerer zu ergründen, als er es ängstlich vermied zu sagen, wo er wohnte, sodaß hierdurch die Erwiderung seiner Besuche unmöglich gemacht wurde.

Es schwebte offenbar ein Geheimniß über seinem jetzigen Leben, dessen Aufklärung er zu fürchten und deshalb auf jede Weise zu verhindern schien.

Er wollte wohl seinen Kummer allein tragen, damit das Bedauern der Welt ihn nicht noch tiefer zu Boden drücke.

Hallerstein meinte, er habe sich ein Atelier eingerichtet und arbeite ganz insgeheim an einem großartigen Kunstwerk, mit dem er die Menschheit plötzlich zu überraschen gedenke; wenn man Pohjan aber darüber befragte, dann schüttelte er unendlich wehmüthig den Kopf und sagte mit einer förmlich elegischen Tonfärbung:

„Ich bin todt für die Kunst, lieber Freund; mein Meißel und mein Hammer sind begraben."

Bald nachdem Gersdorf und Hallerstein sich ihr gemeinschaftliches Atelier eingerichtet, wurde die Kunstausstellung in der königlichen Akademie eröffnet, und Marietta's Bild erhielt einen äußerst vortheilhaften Platz.

Schon vom ersten Tage an begann es die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen; fast kein Mensch schritt an ihm vorüber, ohne die Nummer in seinem Kataloge nachzuschlagen, und Jeder fühlte sich unangenehm enttäuscht, wenn er die wenig befriedigende Bezeichnung fand:

L. Gersdorf aus Berlin: Weibliches Portrait.

Ein unbekannter Maler, ein unbekanntes Gesicht — in den meisten andern Fällen schlägt man da ziemlich mißvergnügt den Katalog wieder zu und läßt seine Blicke über die zunächst hängenden Bilder schweifen. Hier aber wandten sich die Gleichgültigsten noch einmal um und bedauerten mit leichtem Kopfschütteln, daß sie nicht erfahren konnten, wen das liebliche Portrait vorstelle, und wenn sie die Ausstellung verließen, kehrten sie noch einmal zu demselben zurück, um sich dann mit dem nämlichen bedauernden Kopfschütteln zu entfernen und zu Hause im Familienkreise Weites und Breites darüber zu erzählen.

Mehr Sachverständige aber konnten sich gar nicht genug wundern, wie ein bisher ganz unbekannter und ungenannter Maler eine so hohe Meisterschaft in der Portraitmalerei besitzen könne und wie es ihm möglich gewesen sei, in dem wegen seiner schönen Mädchen nicht sehr berühmten Berlin ein solches Modell zu finden.

Die Kritik aber, der man in der preußischen Metropole Sanftheit und Wohlwollen nicht sonderlich nachrühmen kann, stieß diesmal mit einer so vollständigen Einstimmigkeit in die Lobtrompete, daß Gersdorf's Name binnen wenigen Wochen in aller Munde war.

Man kann aber in Berlin sehr gelobt und bewundert werden, ohne daß der grüne Lorbeer goldene Früchte zu tragen braucht.

Gersdorf bekam zwar infolge der ihm gewordenen allgemeinen Anerkennung einige Aufträge, die ihn in den Stand setzten, unter den bescheidensten Ansprüchen seine Existenz zu fristen, aber an Sorgenfreiheit war noch lange nicht zu denken.

Nachdem mit der Begeisterung für das erste Modell sein Talent sich einmal Bahn gebrochen und sein Selbstvertrauen sich in ihm befestigt hatte, gelangen ihm die übrigen Bilder auch ganz vortrefflich, obgleich sie doch nicht den Effect machten wie das erste, weil keine so schönen Originale gesessen hatten.

Was Gersdorf's Versprechen, das Bild nicht zu verkaufen, anbetrifft, so hielt er dies getreulich und wies trotz seiner bedrängten Lage die höchsten Gebote mit der größten Entschiedenheit zurück.

Als die Kunstausstellung geschlossen wurde, holte er sich sein Erstlingswerk wieder und hing es in seinem Atelier auf, bedeckte es jedoch mit einer grünen Gardine, die man vermittelst einer herabhängenden Schnur seitwärts auseinanderziehen konnte.

Als Hallerstein ihn fragte, aus welchem Grunde er das thue, verdüsterte sich Gersdorf's Antlitz und er antwortete kurz und einsilbig: damit es nicht durch den Staub leiden solle.

Gersdorf war überhaupt durch den Ruhm, den er sich erworben, nicht heiter geworden; er schien nur zu leben, um zu arbeiten, und in seinen wenigen Mußestunden war er nachdenkend und still und ließ sich nur selten bewegen, Hallerstein auf einem Spaziergange oder in ein Lokal zu begleiten.

Was den jungen Bildhauer betrifft, so hatte er allerdings einige Exemplare der Venus von Milo geliefert; da er aber einsah, daß das Copiren dieser armlosen Statue nicht die Thätigkeit seines ganzen Lebens ausfüllen könne, so warf er sich hauptsächlich auf das Modelliren von Büsten, durch deren gelungene

Ausführung er sich bald ein gutes Renommée, aber ebenfalls nur bescheidene Existenzmittel erwarb.

Während dieses arbeitsamen Lebens und Strebens der beiden Freunde waren seit ihrer Rückkehr aus Italien, bereits über sechs Monate vergangen, ohne daß ein nennenswerthes Ereigniß die Einförmigkeit ihres stillen künstlerischen Wirkens unterbrochen hätte.

Wie gesagt, Pohjan kam wohl alle acht oder vierzehn Tage scheu und ängstlich, beinahe wie ein Verbrecher zu ihnen ins Atelier geschlichen, aber sein bekümmertes, bleich gewordenes Gesicht und seine nur noch gezwungene Unterhaltung konnten auch nicht erheiternd auf die melancholischen Gemüther unserer beiden Freunde wirken.

Den gelben Engländer hatten sie seit ihrer Ankunft auf dem Berliner Bahnhof nicht wiedergesehen, und wenn sie Pohjan nach ihm fragten, trocknete sich dieser den plötzlich hervorbrechenden Angstschweiß von der Stirn und antwortete dann mit einer Heiterkeit, die natürlich sein sollte, der man aber das Erkünstelte nur allzusehr anmerkte:

„Ich weiß nicht, der verrückte Kerl ist mir ganz abhanden gekommen!“

„Und dann wurde er gewöhnlich sehr still und empfahl sich bald wieder.

Der nicht kalte, aber schmuzige Winter war endlich verschwunden, und einer jener schönen Aprilmorgen, durch die wir fast jedes Jahr erfreut werden, denen dann aber in der Regel ein desto abscheulicherer Mai folgt, lachte über der guten Stadt Berlin.

Der hellblaue Himmel war nur mit leichten weißen Streuwölkchen bedeckt, künstlich gekniffl und geriffelt, beinahe wie der feuchte Sand der Dünen, wenn die Ebbe das Meer von ihm hinweggezogen hat.

Die unregelmäßig und zerstreut gepflanzten Bäume auf den Straßen waren bereits grün angehaucht, wie von einem frohen Hoffnungsschimmer; auf den Trottoirs begannen die Kinder mit Murmeln zu spielen, wie in ganz kleinen Städten; einige Conditoren, die ihr heißes italienisches Blut noch nicht verleugnen konnten, setzten zierliche kleine Tische und Stühle vor die Thür, auf welchen Etablissements einige leichtsinnige Jünglinge sich dann recht ordentlich erkälteten; mehrere verwegene Weinhandlungen zeigten bereits frischen Maitrank an, der jedoch vom vorigen Jahre übrig geblieben war; alte Rittmeister, die noch jung und kräftig erscheinen wollten, fröstelten ohne Paletot ihren dienstlichen Lebensweg dahin; der Commissionsrath Wallner verkündigte die Eröffnung des neudecorirten Theatergartens; mit einem Wort, ganz Berlin sah aus, als wenn es sich

freute und als wenn es sich in den leise wärmenden Sonnenstrahlen des eben erwähnten schönen April-morgens so recht behaglich fühlte.

Hallerstein war schon früh ausgegangen, weil er nichts zu thun hatte, und Gersdorf ließ es so allein in dem großen Atelier keine Ruhe.

Wenn er auch wenig mit seinem Freunde sprach, so war ihm doch dessen Gegenwart so zur Gewohnheit geworden, daß ihm die Räume verödet und fast un-heimlich vorkamen, wenn der Bildhauer sie nicht mit ihm theilte.

Als die Sonne so freundlich durch das große Fen-ster blickte, war es ihm, als winke sie ihm hinaus, mit warmer Hand ins Freie, und als verspräche sie ihm, sein Herz und seine Seele zu erhellen, damit er einmal wieder fröhlich aufathmen könne, wie in den Tagen, wo die Schwermuth ihre Nebel noch nicht auf ihn herabgesenkt.

Gersdorf fühlte ein Verlangen, das ihn seit langer Zeit nicht heimgesucht hatte, das Verlangen, seine Ar-beit zu verlassen und auszugehen, allein auszugehen, ohne seinen Freund Hallerstein, dessen trocken-ironische Bemerkungen und Einfälle ihm jetzt förmlich wohl-thaten, während sie ihn früher manchmal unangenehm berührt hatten.

Es gibt Lagen des Lebens, in denen uns das Verwandte abstößt und in denen man sich nach Gegensätzen sehnt.

Als der Maler in den schönen frischen Morgen hinaustrat, ward ihm leichter und wohler ums Herz, als wenn er sich auf etwas freute, ohne sich Rechenschaft geben zu können, auf welchen speciellen Gegenstand.

Es war ein gewisses freudiges Ahnen, das uns öfters des Morgens die Brust durchzieht, namentlich wenn die liebe Sonne ins Fenster blickt.

Wir fühlen dann, daß uns heute nichts Unangenehmes begegnen wird, und lächeln froh dem kommenden Tage ins Antlitz, der uns in den meisten Fällen Freundlichkeit mit Freundlichkeit vergilt.

So war es auch Gersdorf zu Muthe, als er in beinahe heiterer Stimmung die leeren, entlegenen Straßen entlang schlenderte und sich nach dem Herzen der Stadt dirigirte.

Als er aber hart am Schauspielhause vorbeiging, hörte er irgendwo an die Scheiben klopfen.

Der Maler blieb stehen und schaute sich um.

An den Fenstern der vielbekannten Meyer'schen Conditorei, welche man, ohne ihr Unrecht zu thun, die Zärtlichkeitsbörse nennen könnte, saßen zwei Herren

in ihre Zeitungen vertieft, und zwei Mädchen mit übermäßig großen Chignons führten gedankenlos ihre kleinen Löffel zum Munde und sahen gewohnheitshalber jeden Vorübergehenden an.

Gersdorf wandte sich unwillig zum Fortsetzen seines Weges, als er es noch einmal und noch stärker gegen die Scheiben klopfen hörte.

Jetzt fielen seine Blicke auf ein großes, dunkles Fenster, das von keiner freundlich discreten Gardine verhangen war, und über demselben las er in schwarzen, mürrischen Buchstaben, von denen ab und zu einer fehlte:

Wein und echt bairisch Bier. H. Schubert.

Hinter den trüben, grünen Scheiben aber, die abends durch einen Vorhang, der mit Unrecht die Farbe der Hoffnung trägt, noch mehr geblendet werden, bemerkte Gersdorf jetzt seinen Freund Hallerstein, der ihm außerordentlich glücklich zunickte und dann das schäumende Bierglas emporhob, um ihn durch den lockenden Anblick zu verführen.

Gersdorf aber schüttelte freundlich ablehnend den Kopf und setzte dann seinen Weg weiter fort.

„Bleicher Träumer", rief ihm da der Bildhauer nach, indem er einen Flügel des großen Fensters aufriß, „komm herein! Ich verheiße Dir eine berauschende

Erinnerung an Venedig; Deine Künstleraugen werden entzückt sein, sie zu schauen!“

Gersdorf schien das Nachrufen unangenehm zu sein, und er ging deshalb hinter dem Entrée des artistes des Schauspielhauses über den Damm und bog dann links in die Taubenstraße ein, um sich durch die Friedrichsstraße nach den Linden zu begeben.

Als er ungefähr zwanzig Schritte gemacht hatte, sah er in ganz geringer Entfernung vor sich aus einem Musikgeschäft ein junges Mädchen kommen, das vielleicht seine Aufmerksamkeit gar nicht in Anspruch genommen hätte, wenn ihr nicht die Notenmappe, die sie in der Hand trug, auf die steinernen Stufen gefallen wäre, die zu dem Laden emporführten.

Gersdorf blickte jetzt genauer hin, und als das Mädchen sich von ihm beobachtet sah, gerieth sie in die augenscheinlichste Verwirrung, in der sie ungewiß zu sein schien, ob sie in das Musikgeschäft zurückkehren oder ihren Weg in entgegengesetzter Richtung fortsetzen solle.

Plötzlich aber entschloß sie sich zu dem Letztern und eilte mit beschleunigten Schritten der Friedrichsstraße zu.

Des Malers Neugier war einmal rege gemacht, und da die schlanke, fast schwebende Figur und das

glänzend schwarze Lockenhaar, das ihr unter dem Hut auf den Nacken herabfiel, ihn unwillkürlich anzogen, so verlängerte auch er seine Schritte, um ganz gegen seine sonstige Gewohnheit dem Mädchen zu folgen und einen Blick in ihr Antlitz zu werfen.

Die Entfernung zwischen ihm und ihr wurde immer kleiner, und nach zwei letzten langen Schritten gelangte Gersdorf an ihre Seite.

Das Mädchen wandte den Kopf ab und schien mit der größten Aufmerksamkeit die Schaufenster zu betrachten, an denen sie vorübereilte.

„Marietta!“ rief Gersdorf plötzlich, indem er ihre Hand ergriff.

Die so Angeredete blieb stehen, als wenn sie durch einen Zauber festgebannt sei, und blickte an allen Gliedern zitternd und wie mit Purpur übergossen zu Boden.

Einige Augenblicke war auch Gersdorf keines Wortes mächtig, dann aber, als er sah, daß er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen begann nahm er den Arm des Mädchens in den seinen und zog sie weiter mit sich fort.

„Kommen Sie mit mir, Marietta“, sagte er mit leiser, vor innerer Bewegung zitternder Stimme, „Sie müssen mir erzählen.“

Das arme, vor Ueberraschung sprachlose, fast betäubte Kind schritt willenlos an seiner Seite dahin, bis Gersdorf eine Droschke anhielt, Marietta einsteigen hieß, sich zu ihr setzte und dem Kutscher nach Charlottenburg zu fahren befahl.

„Ich werde Sie an einen Ort führen, wo wir ungestört sprechen können", flüsterte er ihr zu, und dann rollten sie schweigend durch den schönen, kühlen Thiergarten auf der glatten, weißlichen Chaussee dahin, Marietta die Augen noch immer in den Schooß gesenkt, Gersdorf, wie es schien, mit tiefen Gedanken beschäftigt und nur von Zeit zu Zeit einen langen, prüfenden Blick auf das Antlitz des jungen Mädchens heftend.

Vor einem kleinen Charlottenburger Restaurant, in dessen schattigem Garten kein Mensch zu erblicken war, ließ Gersdorf halten und stieg mit Marietta aus.

Nachdem sie in einer stillen, verschwiegenen Laube Platz genommen und die bestellte Erfrischung erhalten hatten, brach der Maler endlich nach einer sichtbaren Anstrengung das lange Schweigen.

„Wie kommt es, daß ich Sie hier in Berlin sehe, Marietta?" fragte er mit leiser Stimme.

Das junge Mädchen zuckte zusammen, als wenn es plötzlich aus einem Traum geweckt worden sei, aber es schien noch immer keine Worte gefunden zu haben.

„Wollen Sie mir nicht antworten, Marietta?“ fuhr Gersdorf nach einer kurzen Pause mit bittendem Ton fort. „Sagen Sie mir, wie kommt es, daß ich Ihnen in Berlin begegne? Wie lange sind Sie schon hier?“

„Beinahe ein halbes Jahr“, hauchte das Mädchen in kaum verständlichen Worten.

Aber Gersdorf hatte nicht allein mit dem Ohr gelauscht, und deshalb war ihm jede Silbe deutlich ins Herz gedrungen, das ihm glühendheiß anschwoll bei dieser Antwort.

„Und was veranlaßte Sie, Ihr Vaterland zu verlassen?“ fragte Gersdorf, nachdem er sich wieder gesammelt, weiter.

Das junge Mädchen zauderte.

„Die Kerze, die ich damals zu Ehren der heiligen Jungfrau verbrannte, brachte meiner Schwester Glück“, begann sie endlich; „ihr Mann wurde wieder gut gegen sie, aber dann zog er mit ihr fort nach Neapel, weil es in Venedig so wenig für ihn zu verdienen gäbe.“

„Und Sie wollten die Schwester nicht begleiten?“

Marietta schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Ich konnte mich nicht von Venedig trennen“, sprach

sie dann, wie in Gedanken verloren, vor sich hin, „ich hatte es zu lieb gewonnen."

„Und gleich darauf verließen Sie sogar Ihr Vaterland und reisten nach dem kalten Norden?" sagte Gersdorf, einen prüfenden Seitenblick auf ihr Antlitz richtend.

„Ja", entgegnete Marietta schnell, fast fieberhaft, indem sie, ganz in ihre Ideen und Erinnerungen versunken, beinahe zu vergessen schien, daß sie nicht allein war; „ja, als meine Schwester fort war und ich nun so ganz vereinsamt stand in der großen Stadt, da schnürte es mir das Herz zusammen, daß ich es gar nicht ertragen konnte; ich fühlte, daß mir etwas fehlte, daß ich mich sehnte, daß ich unglücklich sei; es duldete mich nicht länger in diesen Mauern; es war mir immer, als wenn mir dort Jemand gestorben wäre, obgleich es doch nicht der Fall war. Wenn mein Auge über die Giudecca streifte, füllte es sich mit Thränen, und wenn ich zu Hause in mein Stübchen kam, dann wollte es mir gar nicht mehr gefallen. Ich vernachläßigte meinen Unterricht, ich konnte keine lustigen Lieder mehr auf der Piazza singen, mir fehlte die freudige Begeisterung dafür. Wenn ich geblieben wäre, dann hätte ich betteln oder sterben müssen."

Und damit barg das Mädchen das holde Antlitz in ihre beiden kleinen Hände und fing an bitterlich zu schluchzen.

„Marietta!“ sagte mit leiser, tiefbewegter Stimme der Maler, indem er leicht seine Hand auf die ihre legte.

Die Italienerin fuhr wiederum wie aus einem Traum empor, in dem sie sich selbst vergessen, starrte zum ersten Mal Gersdorf mit großen Augen ins Gesicht, schien sich dann aber sogleich wieder zu besinnen und gewaltsam zu beruhigen.

„Da wollte ich mich denn in eine ganz andere, fremde Welt versetzen“, sprach sie dann mit erzwungen leidenschaftslosem Ton weiter; „ich schwankte eine Weile zwischen Wien und Berlin und entschied mich endlich durch das Loos für die letztere Stadt.“

Gersdorf blickte sie mit ungläubiger Miene an.

„Durch das Loos?“ wiederholte er unwillkürlich mit einem leichten Anflug beleidigter Eitelkeit.

Marietta nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Und womit beschäftigen Sie sich hier?“ fragte er dann beinahe ängstlich weiter.

„Ich bekam in Venedig eine Empfehlung an einen alten italienischen Musik- und Gesanglehrer Namens Pasca, der schon über dreißig Jahre in Berlin ist, aber jetzt fast nur noch des Abends zum Tanz Klavier spielt“,

entgegnete Marietta. „Er nahm mich freundlich auf, verschaffte mir bald einige Musikstunden, gab mir Noten zu schreiben und lehrte mich Deutsch, in dem ich mich jetzt schon ziemlich verständlich ausdrücken kann."

„Wohnen Sie auch bei dem alten Klavierspieler?" setzte Gersdorf sein Examen fort.

Marietta wurde glühend roth und antwortete nicht.

„Nein", begann sie dann, nachdem sie die Herrschaft über ihr Inneres wiedergewonnen; „seit einigen Monaten ernähre ich mich bereits ganz ohne die Hülfe meines alten Freundes und habe ihm sogar schon die kleinen Vorschüsse zurückgezahlt, die er mir im Anfang geleistet. Da kann ich recht gut eine eigene Wohnung erschwingen."

„Und wo befindet sich diese Wohnung?" fragte Gersdorf weiter.

Marietta senkte den Kopf und schwieg.

„Bitte, sagen Sie es mir, bitte", fuhr der Maler, ihre Hand sanft in die seine nehmend, fort.

„In der Link-Straße", flüsterte das Mädchen, trotz ihrer Selbstbeherrschung noch einmal erglühend.

Gersdorf fuhr zusammen und warf einen schnellen, beinahe erschreckten Blick auf seine Nachbarin.

„In der Link-Straße?" wiederholte er unwillkürlich

und gegen seinen Willen. „Wie sind Sie gerade auf die Link-Straße gekommen?“

„Durch den Zufall“, entgegnete Marietta noch leiser als das erste Mal. „Ich fand die Wohnung angezeigt, und da sie billig war und mir gefiel, so miethete ich sie.“

„In welcher Gegend ist das?“ fragte Gersdorf mit wachsender Aufregung weiter.

„Dicht an der Ecke der Potsdamer Straße“, antwortete das Mädchen.

Der Maler ließ das Haupt sinken und schloß die Augen, während Marietta's wogender Busen ihre innere Unruhe verrieth.

Also an der Link-Straße, an der Ecke der Potsdamer Straße, wo er täglich mehrere Male vorübergehen mußte. O, jetzt konnte er es sich wohl ersparen, ihr mitzutheilen, daß er ebenfalls in der Link-Straße wohne! Das holde, keusche Kind war dem Drange seines Herzens gefolgt und ihm nachgezogen in ein kaltes fremdes Land; es hatte ein Stübchen gemiethet in derselben Straße, um ihn täglich zu sehen und sich gleichzeitig vor ihm zu verbergen, damit er nichts Arges von ihr denke. Mit harter Arbeit, Noth und Entbehrung hatte sie sich seinen flüchtigen Anblick erkauft und sich glücklich darin gefühlt. Das war ihre Liebe! Welches war dagegen die seine gewesen?

Diese und ähnliche Gedanken und Gefühle durchzogen Gersdorf's Kopf und Brust und es währte eine geraume Zeit, ehe er sich wieder etwas gesammelt hatte.

Das Mädchen schien in ihrer Seele ebenfalls Betrachtungen anzustellen, welche in der Hauptsache wohl mit denen des Malers übereinstimmen mochten.

Wie sie es infolge einer plötzlichen und unbewachten Aufwallung vorhin selbst verrathen, hatte ein tiefer, unbesiegbarer Schmerz sie ergriffen, als sie die plötzliche Abreise des liebgewonnenen Mannes entdeckt, und wenn sie auch die That mit allen möglichen Gründen zu entschuldigen versuchte, welche das Herz ihr eingab, so konnte sie ihn von ihrem Standpunkte aus doch niemals ganz freisprechen.

Was sie selber nicht vermocht, das war ihr auch bei ihm unmöglich erschienen.

Als sie nach dem ersten heftigen Schmerzausbruch wieder zu denken und zu überlegen begann, mußte sie sich natürlich Gersdorf's heimliche und plötzliche Abreise durch Nichtachtung und Lieblosigkeit in Betreff ihrer erklären, wenigstens war im günstigsten Falle seine Liebe bedeutend schwächer gewesen als seine übrigen Gefühle und Motive.

Wenn nun aber auch bei Marietta das Gegentheil der Fall war, wenn ihr das in erster, unwiderstehlicher

Liebe aufglühende Herz dictatorisch geboten hatte, ihr Vaterland zu verlassen und dem geliebten Manne nachzureisen, unbekümmert um die Folgen, die ein solcher Schritt nach sich ziehen konnte, so waren doch auf der andern Seite ihr Stolz und ihre weibliche Würde stark genug gewesen, um sich ihm nicht aufzudrängen, ja selbst sich ihm nicht einmal bemerkbar zu machen.

Da der Zufall nun eine Begegnung herbeigeführt, konnte sie wenigstens nichts von der Achtung bei ihm verloren haben, die sie unter allen Umständen bewahrt wissen wollte und die sie wie eine Wächterin neben ihre Liebe gestellt hatte.

Die Wächterin meint es auch gewiß treu und ehrlich; wenn aber der Zögling den Kinderschuhen entwächst und sich plötzlich emporrichtet zu seiner ganzen Riesenmacht und Größe, dann reicht die Kraft der alten, ernsten Duenna doch oft nicht aus, um das unbändige Riesenkind zu zügeln, und hat die gute Alte nur ein einziges Mal aus Schwäche oder Unvorsichtigkeit die Augen geschlossen, dann verblaßt sie auch bald gänzlich zu einem Schemen und taucht später nur noch zuweilen in der Erinnerung auf oder als banges, nächtliches Traumgebilde.

Neben dem wohlthuenden und stärkenden Gefühl, Gersdorf's Achtung nicht eingebüßt zu haben, machte

Marietta aber auch sehr bald die Entdeckung, daß sie seine Liebe niemals ganz verloren und daß sie den verlorenen Theil jetzt gewiß, wenn nicht gar in ziemlicher Vergrößerung wiedergewonnen.

Dies Gefühl aber, in dem sie sich nicht täuschte, ließ sie alle bisher erduldeten Qualen und Kümmernisse vergessen und wandte ihr Herz sogleich wieder ohne Vorwurf und ohne Rückhalt dem Manne zu, der es zuerst in Liebe klopfen und erwarmen ließ.

Nachdem Marietta ihre Eröffnungen gemacht und beide ihre Phantasie hatten träumen lassen, wurde nicht mehr viel gesprochen.

Freude und Glück sind ja überhaupt stumm, und wenn man vorher noch so viel gewußt hat, was man sagen wollte, und wenn einem nachher noch weit mehr einfällt, was man hätte sagen sollen, in dem betreffenden Moment schweigt der Mund, weil das Herz weit schönere Lieder ohne Worte singt.

Bei einem freudigen Wiedersehen wird fast gar nicht gesprochen, bei einem Abschied aber desto mehr.

Der Schmerz ist weit beredter und mittheilsamer als die Freude.

Nachdem also Marietta und Gersdorf noch eine Weile schweigend neben einander gesessen, brachen sie

auf und fuhren fast ebenso schweigsam wieder nach Berlin zurück.

Beim Abschied drückten sie sich die Hand und blickten sich ins Auge, und in diesem Blick und diesem Händedruck mußte wohl ein gegenseitiges Versprechen, sich wiederzusehen, gelegen haben, denn schon am andern Tage begegneten sie einander und gaben sich die Hand und sagten sich freundlich guten Tag und gingen dann Jedes seines Weges weiter.

Als Gersdorf in sein Atelier zurückkam, fiel er sogleich seinem Freunde Hallerstein um den Hals und preßte und drückte diesen auf eine so fanatische Art, daß dem unglücklichen Bildhauer die enge Cravatte platzte und er ganz violett im Gesicht wurde.

„Mensch, wirst Du mich gleich loslassen, ich habe ja Thon an den Fingern", keuchte Hallerstein in Absätzen, indem er beide Hände hoch emporhielt, um Gersdorf nicht zu beschmuzen; aber dieser bekam dadurch nur desto freiern Spielraum zu seinen Umschlingungen und ging in seinem lange verhaltenen und nun plötzlich hervorbrechenden Freudentaumel so weit, Hallerstein's Mund und Wangen mit heißen Küssen zu bedecken.

„Laß mich los!" ächzte der Bildhauer. „Ich glaube wirklich, Du bist berauscht, denn so" —

„Ja, ja, ich bin auch berauscht“, unterbrach ihn Gersdorf, „und Du sollst jetzt Theil nehmen an meiner Freude!“

„Wie soll ich denn das anfangen?“ rief Hallerstein, noch immer die Arme emporhaltend. „Drücke nicht so, sonst platzt mir noch mehr! Wenn ich das vorher gewußt hätte, würde ich noch zwei Seidel mehr getrunken haben — laß mich los, mir vergeht die Luft — aber das Vernünftigste wäre gewesen — au, Donnerwetter! — wenn Du meiner Aufforderung gefolgt — Du hebst mich ja in die Höhe, Unmensch — und zu Schubert — hol' Dich der Teufel! — hereingekommen wärst — denn besseres Bier — au! — findest Du doch in ganz Berlin nicht.“

„Ich habe gar kein Bier getrunken, prosaische Seele“, rief Gersdorf, „sondern Nektar, reinen Götternektar!“

„Na, den hättest Du freilich nicht bei Schubert bekommen“, keuchte Hallerstein stoßweise wie eine Locomotive; „aber sehr guten — da, 's ist richtig eine Naht geplatzt — Rothwein — zu achtzehn — daß Dich die Pest! — Silbergroschen. — Und dann hatte ich mich auch darauf gefreut — laß mich los, ich kann die Arme nicht länger so hoch halten — Dir die Erinnerung an Venedig zu zeigen — die ich Dir — Gott sei mir gnädig! — verkündete!“

„Deine Verkündigung ist ja auch in Erfüllung gegangen, unbewußter Prophet!“ rief Gersdorf. „Ich habe eine Bekanntschaft aus Venedig wiedergefunden, rathe einmal wen?“

„Ich kann gar nicht rathen, mir vergehen die Sinne“, keuchte Hallerstein; „doch nicht etwa Mr. Shrimps?“

„Oh! Würde ich mich über den so freuen?“ sagte Gersdorf, seinen Freund loslassend. „So vernimm es denn und juble mit mir; Marietta ist in Berlin; ich habe sie gesehen, mit ihr gesprochen!“

Hallerstein, der sich so plötzlich von des Freundes umschlingenden Armen befreit fühlte, verlor die Balance und taumelte erst an einen Tisch, von dem er eine kleine Statuette herabwarf, die auf den Dielen zerbrach, und dann fiel er auf einen Stuhl und starrte Gersdorf mit großen, verwunderten Augen an.

„Marietta?“ fragte er endlich. „Habe ich recht gehört? Marietta ist in Berlin und Du hast sie gesehen und sogar gesprochen?“

„Ja!“ bestätigte Gersdorf. „Gleich nachdem Du mir eine Erinnerung an Venedig prophezeit, traf ich sie in der Friedrichsstraße; sie ist schon seit sechs Monaten hier und wohnt mit uns in derselben Straße.“

Hallerstein fuhr fort, seinen Freund noch eine ganze

Weile anzustarren; dann zog er mit einem seiner beinahe abgestorbenen Arme den zunächst stehenden Stuhl neben den seinen und winkte Gersdorf, auf demselben Platz zu nehmen.

„So!“ sagte er, nachdem jener sich gesetzt. „Nun versuche, soviel wie möglich Ordnung in Deine Ideen zu bringen, und erzähle mir, so verständlich wie es Dir Deine augenblicklichen Verhältnisse gestatten, was Dir an diesem gesegneten Vormittage begegnet ist. Vor allen Dingen aber nicht wieder drücken und umarmen, sonst prophezeie ich Dir das nächste Mal etwas Schlechtes.“

Gersdorf lächelte und erzählte dann, anfangs ruhig, dann aber immer mehr und mehr in Leidenschaft gerathend, mit der größten Ausführlichkeit seine Begegnung mit der kleinen Italienerin und was sie ihm Alles mitgetheilt hatte.

Als er endlich mit seinem Bericht fertig war, sah er Hallerstein an, der seinerseits mit dem größten Ernst die kleine Statuette betrachtete, die vorhin vom Tisch gefallen und jetzt zerbrochen auf der Erde lag.

„Nun“, fragte Gersdorf mit leichtem Staunen, „Du sprichst kein Wort? Freust Du Dich denn gar nicht?“

„Ich weiß nicht, ob ich soll“, entgegnete der Bild-

hauer. „Das Verhältniß war so schön abgebrochen — Du wirst es doch hoffentlich bei dem einmaligen Sehen bewenden lassen und die zerrissene Bekanntschaft nicht wieder anknüpfen?"

„Wie kannst Du das glauben? Ich verstehe Dich gar nicht", rief Gersdorf unwillig.

Dann aber stockte er plötzlich, und seine Gedanken schienen zurückzuschweifen zu einem kleinen Zimmer in dem Gasthofe zur Stadt München in Venedig, und seine Erinnerung schien sich ein Gespräch mit Hallerstein zu vergegenwärtigen, dessen Principien mit dem, was er heute gethan und was er so eben im Begriff gewesen zu vertheidigen, im entschiedensten Gegensatz standen.

Eine Wolke lagerte sich auf seine Stirn und er schwieg. Endlich aber machte er eine Bewegung, als wenn die Situation anfinge, ihm drückend zu werden, und seine Blicke wandten sich auf Hallerstein, der noch immer unverwandt und mit ganz demselben tiefen Ernst die Scherben der zerbrochenen Statuette anstarrte, die vor ihm auf dem Boden lagen.

„Was hast Du denn da so aufmerksam zu schauen?" fragte Gersdorf ungeduldig. „Was ist denn das für eine Puppe, die Du da heruntergeworfen hast?"

„Das ist Immanuel Kant", antwortete der Bild-

hauer, „den ich mit den Händen in den Taschen dargestellt hatte und der mir sehr gelungen war. Mein Philosoph der reinen Vernunft liegt in Trümmern vor mir.“

„Bah!“ machte der Maler geringschätzig; „das ist kein großes Unglück. Du kannst ihn Dir wieder zusammenkitten!“

Hallerstein wandte sich jetzt zu Gersdorf um.

„Eine zusammengekittete Statue taugt ebenso wenig wie ein zusammengekitteter Mensch“, sagte er sehr ernst; „mir ist es auch lieber, wenn das Ding in Scherben bleibt, und es würde mich sehr traurig stimmen, wenn ich die Puppe, wie Du Dich ausdrückst, noch einmal wiederhergestellt sehen müßte.“

Und damit stieß er die umherliegenden Gipsstücke mit dem Fuß in einen Winkel und machte sich an seine Arbeit.

Gersdorf schien ihn verstanden zu haben, denn er lächelte auf eine stillselige Art, ging dann zum Bilde Marietta's und zog die grünen Vorhänge zu beiden Seiten auseinander.

Hallerstein trat auf ihn zu und drückte ihm warm die Hand. „Nun bist Du es wieder werth geworden, daß sie Dich anlächelt“, sagte er; „nimm meinen Glückwunsch, Freund!“

Nun kam es, wie es in solchen Fällen gewöhnlich zu kommen pflegt.

Der ruhige und besonnene Mann der Vernunft wurde wieder Schwärmer, wenn auch nicht ganz derselbe, wie er es einst unter Italiens dunkelblauem Himmel gewesen.

Der rauhe Hauch des Nordens umgab die Form mit einer erkalteten Kruste, innen aber in der Seele, die dem neugierigen Blick der Menschen nicht preisgegeben ist, brannte das alte Feuer in ungeschwächter Glut.

Sie begegneten sich wieder und wieder.

Sie grüßten sich und reichten sich die Hand und blieben einen Augenblick stehen, um einige Worte miteinander auszutauschen.

Dann kehrte er noch einmal mit ihr um und begleitete sie ein Stückchen, ein ganz kleines, denn der Mann der Vernunft fürchtete eigentlich mit ihr gesehen zu werden. Aber dann kam die Liebe und bat und bat: Noch einen Schritt — und noch einen — bis an die nächste Ecke — noch über die belebte Straße fort — bis vor meine Thür.

Und der Mann der Vernunft blickt sich scheu um, ob auch nicht ein Bekannter seines Weges daherkommt, aber die Liebe führt ihn immer weiter,

weil sie jetzt Siegerin ist in den täglichen Kämpfen, die sie zu bestehen hat.

Und nun tritt die Gewohnheit hinzu und lullt die Vernunft und die Besonnenheit immer mehr ein und macht die Liebe immer dreister und dreister, sodaß die Vorsicht zuletzt zu einem fast unerkennbaren Schatten erblaßt.

Je geheimer man eine Sache betreibt, desto mehr erweckt sie die Neugier; je offenkundiger und ungenirter man sie hinstellt, desto mehr entzieht sie sich der Beachtung.

Hat Dich erst einer gesehen, können Dich auch mehrere sehen. Und weshalb soll man denn auch nicht mit einer Dame gehen? Es gehen ja so viele Männer mit Damen, die nicht die mindeste Aufmerksamkeit erregen; weshalb sollte man denn über ihn sprechen?

Und dann hatte er ja auch Niemand Rechenschaft zu geben über seine Handlungen.

Solange man sich entschuldigen will, findet man unzählige Gründe; ist die Leidenschaft aber erkaltet und tritt die Vernunft wieder in ihr Recht, dann fliehen alle diese Gründe vor der unumstößlichen Wahrheit des Factums und vor dem richtenden, wenn auch nicht immer richtigen Urtheil der Welt.

Sie gingen des Sonntags spazieren, sie machten Landpartien, manchmal allein, manchmal in Hallerstein's Begleitung, Marietta besuchte Gersdorf in seinem Atelier, aber nie in seiner Wohnung, noch er sie in der ihrigen.

Das war aber für das Urtheil der Welt gleichgültig, das auf Ausnahmen von der allgemeinen Regel keine Rücksicht zu nehmen pflegt, denn es bildet seine Meinung nur nach der Schablone.

Gersdorf's Bekannte hatten sich daran gewöhnt, ihn öfters mit Marietta zusammen zu sehen, aber da er das Gespräch über sie vermied, so ließen sie den Punkt ebenfalls unberührt und hielten ihn nur für einen Liebhaber andern Schlages, als sie selber waren.

Neben dem Wiederwachen seiner so lange unterdrückten Gefühle vernachlässigte Gersdorf aber seine Arbeit durchaus nicht, im Gegentheil, er lag ihr mit noch größerem Eifer ob als früher.

Wenn er sich bisher nur mit der Portraitmalerei beschäftigt hatte, so combinirte er jetzt schon größere Gruppenbilder, auf denen fast immer Marietta's zarte Gestalt und reizender Kopf die Hauptfigur bildeten, wodurch das Interesse des Publikums, das nun das liebliche Antlitz von der Kunstausstellung her wieder und immer wieder erblickte, mächtig angeregt wurde.

Gersdorf's Renommée wuchs außerordentlich schnell und bald nannte die Stimme der Kritik seinen Namen neben den ersten Meistern der deutschen Malerei.

Er schwelgte also doppelt im Glück.

Die Liebe berauschte sein Herz und der Ruhm seinen Geist.

Solange diese beiden mächtigen Gefühle sich gegenseitig die Wage halten, bleibt jenes Glück gesichert; neigt sich aber das Züngelchen erst um ein Haar breit auf die eine oder die andere Seite, dann sinkt auch bald die eine Schale vor der andern in den Staub.

Viertes Kapitel.

Der Winter naht.

Ihr hättet mir nicht glauben sollen; denn Tugend kann sich unserm alten Stamm nicht so einimpfen, daß wir nicht einen Geschmack von ihm behalten sollten.

Hamlet.

Seit Gersdorf aus Italien zurückgekehrt, waren zwei Jahre verflossen, und der kalte Odem des nahenden Winters begann schon über die nackten Felder zu streichen.

Ueber den Himmel zogen trübe, graue Wolken, als wenn die geschlagenen Heere des Sommers sich mit dunkelwehenden Trauerfahnen auf schleunigem Rückzuge befänden, ein kalter Regen peitschte von Zeit zu Zeit durch die Straßen, daß die Fenster, die Augen der Häuser, ganz blind wurden, und die zitternden Droschkengäule ängstlich den Schweif einklemmten, aus Furcht, er könne

ihnen von dem Winde geraubt werden, der ja auch den Bäumen das bleichende Haar von den Häuptern riß und es erbarmungslos auf das kalte, mitleidlose Straßenpflaster warf.

Auf den Trottoirs wusch der Regen emsig die mit Kreide gezeichneten Figuren zum Murmelspiel wieder ab; die heißblütigen Conditoren zogen ihre kleinen Veranden ein, wie eine Schnecke ihre Hörner; die Caviar-Russen standen wieder in den Thüren ihrer den Sommer über geschlossen gewesenen Läden; alte Rittmeister, die noch jung und kräftig erscheinen wollten, fröstelten noch wie im Frühling ohne Paletot ihren dienstlichen Lebensweg dahin; der feurige Wallner öffnete noch immer dem Publikum seinen neudecorirten Theatergarten; mit einem Wort, Berlin sah aus, als wenn es den Weißbierfreuden extra muros nun in allem Ernst entsagt habe und sich vorbereite, die rauchgeschwärzten Winterkneipen zu beziehen.

Seit den anderthalb Jahren, die zwischen dem Anfang dieses und dem Ende des vorigen Kapitels liegen, das heißt während der Zeit, in welcher die neuangeknüpfte Bekanntschaft Gersdorf's mit Marietta in der angedeuteten Weise fortbestanden hatte, war mit den beiden Künstlern eine bedeutende Veränderung zu ihren Gunsten vorgegangen.

Gersdorf, dessen Renommée lawinenartig zugenommen, war zum Professor ernannt worden und eine der angesehensten und gefeiertsten Persönlichkeiten der Kunstwelt Berlins. Vom Publikum mit Aufträgen bestürmt, von der gesammten deutschen Kritik gefeiert, in allen Gesellschaften gesucht und gern gesehen, beneidet von allen Talenten untergeordneten Ranges, hätte er sich recht froh und glücklich fühlen können, und dennoch schien er es nicht zu sein.

Die alte Melancholie war wieder über ihn gekommen; düstere Wolken beschatteten seine Stirn, und wenn um seine Lippen ein Lächeln spielte, dann kleidete es sich in eine gewisse philosophische Ironie, mit der auch gewöhnlich seine Rede gefärbt war.

Er liebte es, sich in scharfen und kalten Urtheilen und Aussprüchen zu bewegen, was man früher nicht bei ihm bemerkt hatte und was bei dem Künstler um so mehr auffiel, als derselbe doch idealisiren soll, anstatt dem Realismus zu huldigen.

Das Verhältniß zu Marietta war ganz dasselbe geblieben; sie begegneten einander, sie sprachen miteinander, sie gingen Sonntags nach wie vor miteinander aus, sie besuchte ihn zuweilen in seinem Atelier, und von einer Abnahme ihrer gegenseitigen Liebe war durchaus nichts zu bemerken.

Das Einzige, was Hallerstein auffiel, bestand darin, daß Gersdorf seit einiger Zeit sehr häufig des Abends abwesend war, was er sonst niemals gethan hatte, und daß er stets ausweichende Antworten gab, wenn er ihn deshalb befragte.

Die Entdeckung beunruhigte ihn allerdings etwas, aber er hütete sich wohl, mit Gewalt in die Angelegenheiten seines Freundes einzudringen, sondern wartete es geduldig ab, bis der Zufall oder Gersdorf selbst ihm das Dunkel aufklären würde.

Lange sollte seine Neugier nicht mehr unbefriedigt bleiben.

An einem Vormittage der vorhin skizzirten Phase der klimatischen Verhältnisse Berlins waren Gersdorf und Hallerstein in ihrem gemeinschaftlichen Atelier beschäftigt.

Vor dem Maler, der an einem großen Gruppenbilde arbeitete, kniete ein junges, sehr schönes Mädchen, das ihm als Modell zu einer seiner Figuren diente, welche Marietta, die den Mittelpunkt der Gruppe einnahm, umgaben.

Gersdorf hatte sichtlich gealtert, obgleich ein so kurzer Zeitraum in diesen Jahren gewöhnlich ohne Spuren vorüberzugehen pflegt; das Antlitz war bleich, die Stirn gefurcht und der Ausdruck seiner Züge ent-

behrte jener sanften Träumerei, die früher so wohlthuend berührt hatte.

Was Hallerstein betrifft, so hat.e er sich ebenfalls geändert und ebenfalls nicht zu seinem Vortheil; denn wenn er früher corpulent erschien, so war er jetzt unbedingt dick zu nennen.

In dem Maße aber, als sein sterbliches Theil sich ausgedehnt hatte, schien auch sein Bestreben gewachsen zu sein, dasselbe soviel wie möglich wieder einzuengen, denn ein breiter lederner Gurt, den er sich um den Leib geschnallt, machte einen förmlichen Einschnitt in denselben und behinderte ihn sichtlich am freien Athmen, und die übrigen Kleidungsstücke waren dermaßen eng, daß er kaum die Arme zu der Venus von Milo zu erheben vermochte, an der er gerade arbeitete.

„Die Augen mehr gen Himmel gewandt — so! Der Ausdruck des Gesichts noch reiner — jungfräulicher", sagte Gersdorf zu dem Modell, das vor ihm auf einem Teppich kniete.

Das Mädchen stellte sofort die befohlene Veränderung ihrer Züge her.

„Ein Lächeln, ein Engelslächeln", commandirte der Maler weiter, „als wenn Du Deinem Geliebten eine Lüge aufbinden wolltest."

„Schämen Sie sich doch, Herr Gersdorf", sagte das

Mädchen, ohne jedoch das Engelslächeln auf ihren Zügen auch nur im allergeringsten zu trüben; „wer wird denn so etwas sprechen! Vor Ihrer Reise nach Italien waren Sie weit liebenswürdiger. Italien hat Sie ganz verdorben und die Italienerinnen vielleicht auch."

Gersdorf runzelte finster die Stirn.

„Möglich", sagte er achselzuckend, „wohl möglich!"

„Wissen Sie, Sie haben kein Herz", entgegnete das Mädchen, indem sie einen Augenblick aus ihrer Rolle fiel. „Wie kann ein Mann wie Sie so sprechen! Bei mir war die Redensart Spaß, aber Sie durften nicht einmal im Spaß so etwas sagen."

Der Maler biß sich auf die Lippen.

„Still!" rief er hastig, aus Furcht, sein Modell könne noch weiter sprechen. „Dein Engelslächeln — schnell wieder Dein Engelslächeln!"

Das Mädchen ließ sofort ihre Züge den befohlenen Ausdruck wieder annehmen.

Gersdorf arbeitete noch eine kleine Viertelstunde an seinem Bilde weiter, dann legte er Pinsel und Palette weg und sagte dem Mädchen, daß es für heute genug sei.

Das Modell stand auf und wie mit einem Zauberschlage war das Gesicht verändert.

Es war immerhin noch ein hübsches Mädchen, aber der jungfräuliche Ausdruck und das engelgleiche Lächeln waren spurlos verschwunden und an deren Stelle jene Gleichgültigkeit getreten, die man gewöhnlich auf den Zügen von Frauen bemerkt, denen die Natur eine schöne Form und einen schalen Gehalt gegeben.

Sie band sich vor einem Spiegel ihr lang herabwallendes Haar wieder auf und bereitete sich dann zum Gehen.

„Adieu, Herr Gersdorf", sagte sie. „Also morgen um dieselbe Zeit wieder, nicht wahr? Empfehle mich Ihnen, Herr Hallerstein!"

Und damit wandte sie sich, indem sie ihr leichtes Kleidchen in eine kühne Schwenkung versetzte, und gab sich Mühe, so geräuschvoll wie möglich aus der Thür zu gehen.

„Fräulein Windmüller, Sie haben Ihren Entoutcas vergessen!" rief ihr der Bildhauer nach; da seine Stimme aber durch den breiten ledernen Gurt sehr gepreßt und kurzathmig war, verhallte sie ungehört, und Hallerstein fühlte sich auch nicht bewogen, sich noch einmal anzustrengen.

„Laß doch das Geschöpf laufen", sagte Gersdorf unwillig, „sie wird bald genug wiederkommen und uns mit Ihrer Gegenwart belästigen."

„Weshalb denn belästigen?“ fragte Hallerstein. „Es ist ja ein gutes Mädchen. Wie kann man denn mit solcher Verachtung von seinem Material sprechen?“

„Diese Art von Modell ist mir verächtlich“, entgegnete Gersdorf; „ich kann den Unschuldsblick und dieses Engelslächeln dieses Fräuleins Windmüller, wie Du sie nanntest, nicht ohne tiefen Ekel anschauen. Denn es ist mir unmöglich, zu vergessen, daß dieser Ausdruck falsch und erlogen ist und daß es in ihrem Innern ganz anders aussieht. Sie steht Modell für die reinste Jungfräulichkeit, und ihre Seele hat doch keine Ahnung von dieser Eigenschaft weniger irdischer Engel!“

„Du bist heute wieder ausnahmsweise schlechter Laune“, sagte Hallerstein, indem er seiner Venus an der Nase herumschabte, „und in dieser Gemüthsverfassung pflegst Du nicht allein sehr unverständig, sondern auch sehr ungerecht zu urtheilen.“

„Daß ich nicht wüßte“, brummte der Maler mürrisch, sich in einen Fauteuil sinken lassend, „Du scheinst mir aber heute ganz vorzugsweise wieder Deine absprechende Ader zu haben.“

„Bitte um Entschuldigung“, fiel Hallerstein ein, fortwährend an seiner Venus kratzend und knetend, „ich habe durchaus nicht meine absprechende Ader, weder heute noch jemals, aber wenn ich totalen Unsinn sprechen

höre, dann kann ich es nicht unterlassen, einen Versuch anzustellen, dem wenig beneidenswerthen Producenten zu besserer Einsicht zu verhelfen."

„Laß mich zufrieden", sagte Gersdorf, „ich bin heute nicht zu Scherzen aufgelegt!"

„Ich auch nicht", entgegnete der Bildhauer; „im Gegentheil, ich will Dir eine sehr ernste Vorlesung halten und bitte daher um Deine geneigte Aufmerksamkeit. Du äußertest so eben, Du könntest jene Art von Modellen nicht ohne Ekel anschauen, weil ihre Seele keine Ahnung habe von dem Gefühl, das ihr Gesicht ausdrückt. Ich will Dir in Deiner Beurtheilung nicht ganz Unrecht geben, erlaube mir aber dagegen zu bemerken, daß sich dann Dein Ekel auf die ganze Menschheit erstrecken muß ohne jegliche Ausnahme."

„Wie so?" fragte Gersdorf halb theilnehmend, halb gleichgültig.

„Weil alle Menschen Modell stehen für eine Tugend oder eine Eigenschaft, der ihr Inneres eigentlich fremd ist", entgegnete Hallerstein, „weil sie, ebenso wie Fräulein Windmüller, ein falsches Gepräge zur Schau tragen, das sie im günstigsten Falle durch Selbsttäuschung für ein echtes halten.

Das Modell für den Maler oder Bildhauer nimmt auf dessen Befehl den Ausdruck jenes Gefühls oder

jener Leidenschaft an, der seinem Zweck entspricht, und es bewahrt diesen Ausdruck so lange, wie das Auge des Bildners auf ihm ruht.

Legt er Pinsel oder Meißel aus der Hand und blickt hinweg, dann verschwindet sofort der falsche Schein und die eigentliche Natur tritt wieder in ihr Recht.

Ganz ebenso verhält es sich mit allen übrigen Menschen.

Sie stehen, wie gesagt, Modell für eine Tugend oder eine Eigenschaft, die sie eigentlich nicht besitzen, mit der sie aber gern prunken möchten.

Wie das Modell vor dem Maler oder Bildhauer, so stehen alle übrigen Menschen vor dem großen Publikum; wie das Modell sich bemüht, dem Bildner den gewünschten Ausdruck zu zeigen, damit er ein schönes Gebilde liefere, so streben jene ebenfalls dahin, ihren Mitmenschen die Tugend, in der sie glänzen möchten, recht eindringlich und plausibel zu machen, damit man sich ein Urtheil danach bilde, ein falsches Urtheil nach einem heuchelnden Modell.

Der Künstler liefert ein plastisch dargestelltes Bild; das Publikum macht sich ein ideelles Bild in seinem Urtheil.

Und wie das Modell für den Maler oder Bildhauer

nur so lange das falsche Gepräge bewahrt, wie das Auge des Bildners auf ihm ruht, so läßt der Modell stehende Mensch die Maske gewöhnlich auch sofort sinken, sowie er sich nicht mehr beobachtet, sondern mit sich allein zu sein glaubt.

Wenn Dir nun aber schon jene bezahlten Modelle Ekel erregen, die Du zu Deiner Kunst gebrauchst, so erfüllen mich jene andern mit Abscheu, Mitleid oder Wehmuth, je nach der Eigenschaft oder Tugend, in der sie prangen möchten; denn während die erstern Modelle nicht betrügen wollen, legen es die letztern hauptsächlich darauf an."

„Du kannst Recht haben", fuhr Gersdorf auf, nachdem er erst eine ganze Weile geschwiegen. „Die Menschen spielen alle mehr oder weniger Komödie, namentlich die Weiber, an denen gewöhnlich nichts echt ist, die uns ebenso leicht mit falschen Gefühlen täuschen wie mit falschen Haaren, die sich uns stets anders zeigen, als sie wirklich sind."

Hallerstein blickte von seiner Arbeit auf und zu seinem Freunde hinüber.

„Auf die Frauen hast Du es in der letzten Zeit ganz besonders abgesehen", sagte er; „fortwährend greifst Du ihre Tugenden an, Du, der Du doch eigentlich gar keine Ursache dazu hast."

„Und weshalb nicht?“ fragte der Maler schnell. „Ich dächte, ich hätte ebenso gut Ursache wie jeder Andere!“

„O nein“, antwortete Hallerstein sehr ruhig, „denn Du gehörst zu den vom Schicksal bevorzugten Männern, Du bist geliebt, wahrhaft geliebt!“

Gersdorf zuckte mit den Achseln.

„Wahrhafte Liebe gibt es nicht in dieser Welt des Scheins“, entgegnete er, „und nach Deiner Theorie der Modelle müßtest Du sie selber in Abrede stellen.“

„Vielleicht existiren auch Modelle, die durchweg echt sind und deren Inneres mit ihrem Aeußern in Harmonie steht“, bemerkte Hallerstein nach kurzem Schweigen, „oder Modelle, deren äußeres Gepräge schlechter ist als ihr innerer Gehalt und welche nur zu ihrem, nicht zu Anderer Nachtheil täuschen.“

„Mit der Lösung solcher Probleme mögen sich die Philosophen beschäftigen, die nichts zu thun haben“, sagte der Maler, „der bildende Künstler muß das Leben von der praktischen Seite erfassen.“

„Seit einiger Zeit wirst Du mir wieder etwas unklar“, entgegnete Hallerstein, einen besorgten Blick auf seinen Freund werfend; „Du, der Du früher so sehr die Begeisterung liebtest, hast jetzt als drittes Wort immer die praktische Vernunft im Munde.“

„Natürlich!“ rief der Maler mit einem Ausdruck der Ueberzeugung, der nicht natürlich zu sein schien. „Die fieberhaften Aufregungen, die schlaflosen Nächte, die ewigen Scenen, das ist jetzt Alles ein überwundener Standpunkt für mich.“

„I sieh einmal! Und seit wann denn?“ fragte der Bildhauer, dem es plötzlich noch enger in seiner engen Kleidung zu werden schien.

„Seit ich zu der Erkenntniß gekommen bin, daß die Liebe — die sogenannte Liebe der jungen Leute — eigentlich nur Liebelei ist, die mit dem Eintritt in die besonnenen Jahre der Vernunft von selbst verschwindet und verschwinden muß, denn Alles hat seine Zeit hienieden.“

„Sehr gut!“ sagte Hallerstein, seinen Schraper aus der Hand legend und sich auf einen Stuhl setzend, „sehr gut! Nur weiter!“

Gersdorf schien in der Behandlung des von ihm angeregten Themas eine Art von Befriedigung zu empfinden.

„Es wird Zeit, an den Ernst des Lebens zu denken“, fuhr er fort, „und sich eine feste Stellung in der Gesellschaft zu geben. Dies haltlose Herumschwanken thut meinem Ruf und Ansehen Schaden.“

„Sehr gut!“ wiederholte Hallerstein, die Hände fal-

tend und einen Daumen um den andern gehen lassend. „Wie willst Du das anfangen?“

„Indem ich heirathe und mir einen Hausstand gründe“, antwortete Gersdorf, im Zimmer auf und ab gehend.

„Siehst Du, das ist hübsch von Dir“, sagte der Bildhauer mit dem Ausdruck eines außerordentlichen Wohlwollens; „das ist seit langer Zeit einmal wieder etwas, wodurch Du mir Freude machst.“

Gersdorf blieb stehen und blickte seinen Freund an, als wenn er ihn nicht ganz verstanden hätte.

„Ich wollte immer schon mit Dir darüber sprechen“, fuhr letzterer fort, „aber es ist ein eigen Ding, sich in solche Angelegenheiten zu mischen und in die Lebensschicksale eines Menschen einzugreifen. Um so mehr freut es mich, daß Du nun selbst zu diesem Entschluß gekommen bist. Die kleine Marietta hat es wirklich um Dich verdient, daß Du sie zu Deiner Frau machst.“

Der Maler zuckte zusammen, als wenn eine wunde Stelle in seinem Innern berührt worden sei, während Hallerstein's Blicke fest und forschend auf ihn gerichtet waren.

In diesem peinlichen Schweigen mochten einige Minuten vergangen sein, als es leise und bescheiden an die Thür klopfte.

Der Bildhauer sah sie mit einem freundlichen Blick an, in den aber ein leichter Schatten von Wehmuth sich mischte.

„Vielleicht bildet er sich ein, daß Sie ihn nicht mehr so lieben wie früher", flüsterte Hallerstein zurück, „und daß Ihre Liebe einmal ganz aufhören könne."

Das Mädchen sah ihn fast erschreckt an.

„Ist denn das überhaupt möglich?" fragte sie ebenso leise. „Kann denn die Liebe auf einmal aufhören?"

„Eigentlich glaube ich es nicht", entgegnete der Bildhauer mit einem beruhigenden Lächeln, „es hat nur manchmal den Anschein so."

Und dann stand er auf und verließ das Atelier, als wenn er etwas vermisse, das er sich von seinem Zimmer holen wolle.

Als Gersdorf die Thür gehen hörte, wandte er sich schnell um, als wenn er seinen Freund zurückhalten wollte, aber es war zu spät, er befand sich bereits mit Marietta allein.

Die Seele des jungen Mädchens bebte unter dem Einfluß des Gedankens, den ihr Hallerstein vorhin eingegeben, und der Trost, den er ihr gleich darauf gespendet, vermochte nur äußerst langsam ihr Inneres wieder zu beruhigen.

Sie war erbleicht und ihre zitternde Hand hatte die Lehne eines Sessels ergriffen, um sich daran zu halten.

Als Gersdorf sie wanken sah, trat er mit schnellen Schritten zu ihr und nahm die eine ihrer beiden kleinen Hände zwischen die seinen.

„Was ist Dir, Marietta?“ fragte er mit unwillkürlicher Besorgniß. „Bist Du unwohl? Bitte, sprich!“

Das Mädchen schlug mit unendlicher Zärtlichkeit seine großen schwarzen Augen zu ihm auf.

„Nein“, sagte sie dann mit leiser Stimme. „Dein Empfang schien mir nur heute kälter als gewöhnlich; kein freundlicher Blick, als ich ins Atelier trat, kein Händedruck — das schnürte mir das Herz zusammen; aber nun, da Dein Blick wieder lächelt, da Deine Stimme wieder weich geworden, ist Alles vorbei und vergessen.“

Bei den letzten Worten hatte sich auf Gersdorf's Antlitz von neuem jener Ausdruck des Schmerzes gezeigt, der in seine Seele schnitt.

„Nein“, preßte er beinahe gewaltsam heraus, „nein, Marietta, es ist noch nicht Alles vorbei und vergessen, es ist —“

Das Mädchen blickte ihn verwundert an, als wenn sie ihn gar nicht verstanden.

„O Marietta“, rief der Maler, sein Gefühl nicht länger bemeisternd, „meine Marietta!“

Und damit umschlang er mit dem rechten Arm ihre Taille, zog sie an seine Brust und drückte einen Kuß auf ihre schöne Stirn.

In diesem Augenblick knarrte die Thür wieder.

„Bitte, lassen sich die Herrschaften gar nicht stören“, ertönte gleich darauf die Stimme Hallerstein's; „ich bin es nur und ich habe gar nichts gesehen.“

Und so sprechend schlich er vorsichtig auf den Zehen zu seiner Venus ohne Arme und begann ihr mit dem größten Ernst ein Nasenloch zu bohren.

Gersdorf ließ Marietta aus seiner Umarmung los und wandte sich mit leichtem Unwillen wieder zu seinem Gemälde, während das junge Mädchen die plötzlich auflodernde Freude seines Herzens nicht zu unterdrücken vermochte, sondern leuchtenden Auges zu Hallerstein eilte und lebhaft dessen Arm ergriff.

„Lieber Freund“, rief sie, beinahe jubelnd, „seit einiger Zeit war ich recht traurig. Gersdorf war immer so finster und zerstreut, und dann sah ich ihn so spät nach Hause zurückkehren; aber jetzt sind alle meine Befürchtungen wieder zerstreut, denn ich weiß, er liebt mich noch!“

„O“, sagte Hallerstein mit einem leicht bedauern-

den Kopfschütteln, „da haben Sie mir eben einen solchen Schreck eingejagt, daß ich meiner Venus ihre schöne griechische Nase aufgespalten habe! Aber das schadet nichts; lieber eine Nase zerbrochen als ein Herz.“

Und damit wandte er den Kopf und warf einen prüfenden Blick auf Gersdorf, der vor seinem Bilde stand, ohne es anzuschauen.

„Also spät zu Hause gekommen ist er auch?“ fuhr der Bildhauer dann fort. „I sieh einmal, er wird sich doch nicht das Trinken angewöhnen? Das wäre ja noch hübscher! Wann ist er denn gestern, zum Beispiel, bei Ihnen vorübergegangen?“

„Es war schon nach Mitternacht“, sagte das junge Mädchen mit einem allerliebsten kleinen Schmollen, indem gleichzeitig ihr Blick Gersdorf um Verzeihung zu bitten schien, daß sie ihn an seinen Freund verrathen.

„Nach Mitternacht!“ rief Hallerstein, den Erstaunten spielend und sich an seinen Freund wendend. „Aber wo bist Du denn gewesen, Unglücklicher? Du wirst doch nicht etwa ein nächtlicher Verbrecher sein, dessen Thaten das Licht des Tages scheuen? Rechtfertige Dich vor Deinen Freunden, damit sie keine üble Meinung von Dir bekommen! Wo warst Du also? Sprich!“

Gersdorf gerieth unter den auf ihn gehefteten

Blicken Marietta's und Hallerstein's in eine sichtlich unbehagliche Situation.

„Mein Gott", entgegnete er endlich mit einem erzwungenen Lächeln, „ich habe doch auch Bekannte, Verwandte."

In des Mädchens Augen erglänzte sofort wieder ein gläubiges Vertrauen.

„Verwandte?" wiederholte Hallerstein, indem er die Unterlippe ein wenig vorschob. „Ach so, Du meinst Deinen Onkel Burwig, der früher ebenso wenig von Dir wissen wollte wie Du von ihm! Also bei dem bist Du bis Mitternacht gewesen? Nun sieh einmal an! Und davon hast Du mir nicht ein Sterbenswörtchen erzählt, daß Du an Deinem Onkel Burwig jetzt solches Wohlgefallen gefunden hast, oder er an Dir, oder Ihr an Euch."

Gersdorf machte eine ungeduldige Bewegung.

„Mein Gott, bin ich denn verpflichtet, Dir von jedem Besuch Rechenschaft zu geben, den ich mache?" sagte er. „Du mußt doch auch nicht zu weit in Deinen Anforderungen gehen!"

„Wenn er bei seinem Onkel war, dann bin ich ja ganz beruhigt", wandte sich Marietta besänftigend an Hallerstein; „der Gedanke ist jetzt völlig aus meiner Seele gewichen, daß er mich nicht mehr lieben könne."

„Sie nicht mehr lieben, Fräulein Marietta", wiederholte Hallerstein mit einem Gemisch von Entrüstung und Beruhigung; „o, o, wie wäre denn das möglich? Sie, die Sie ihn geliebt haben, gepflegt haben! Für einen so lieblosen und undankbaren Menschen müssen Sie ihn aber wirklich nicht halten! Vergib ihr, Gersdorf", wandte er sich dann an seinen Freund; „die Liebe eines Mädchens ist so rein und zart, daß schon der Schatten eines Zweifels ihr wehe thut."

Und damit nahm er ihn am Arm und schob ihn zu Marietta hin, die zärtlich seine Hand faßte.

Hallerstein ging wieder an seine Statue und bästelte an der zerbrochenen Nase herum.

„So, das ist hübsch", sagte er, ab und zu einen freundlichen Blick auf die Beiden werfend; „so habe ich Euch zuerst in Venedig gesehen. Es leben die Erinnerungen, Kinder! Sie verjüngen unsere Herzen und rufen ihnen wieder die schönen Tage der ersten Liebe zurück."

Gersdorf stand neben Marietta, seine Hand in der ihren; aber sein Blick war verdüstert und die Brust arbeitete wie von einem innern Sturm bewegt.

„Nun", fuhr Hallerstein fort, indem er gutmüthig schmunzelte, „was stehst Du denn da wie ein Stock neben Deiner Liebe? Gib ihr einen Kuß! In Ehren kann den Niemand verwehren!"

Gersdorf zuckte unwillig mit den Achseln und Marietta schlug leicht erröthend die Augen nieder.

„O, genirst Du Dich vor mir, dann will ich wegsehen", sprach Hallerstein weiter, den Kopf hinter seiner Venus verbergend. „Jetzt kannst Du es ganz dreist wagen."

„Du bist unerträglich heute!" stieß Gersdorf heraus, indem er einige Gänge durch das Zimmer machte.

„Oh!" machte der Bildhauer bedauernd, „mein Vorschlag ist Dir wieder zu prosaisch, nicht wahr? Jedenfalls ist er aber doch nett, und ich halte es immerhin für besser, seinen Gefühlen bei Tage Ausdruck zu geben, als sie unter dem Schleier der Nacht zu verbergen, womit ich jedoch durchaus keine Anspielung gemacht haben will", setzte er mit beruhigender Treuherzigkeit hinzu.

Gersdorf schien eben wieder eine heftige Entgegnung machen zu wollen, als es ziemlich laut an die Thür klopfte.

Er unterdrückte seine Bemerkung und warf einen beinahe ängstlichen Blick auf Marietta, die ihrerseits ebenfalls verlegen nach dem Eingang sah.

„Wahrscheinlich wieder ungebetene Gäste", murmelte Hallerstein mißmuthig vor sich hin; „Bummler, die nichts weiter zu thun haben, als in den Ateliers

umherzulaufen und die Künstler bei der Arbeit zu stören."

Da klopfte es noch einmal, aber heftiger und ungeduldiger als vorhin.

„Herein!" rief Hallerstein, während Gersdorf an sein Bild trat und Marietta sich bescheiden in den Hintergrund des Zimmers stellte.

Sogleich ward die Thür weit aufgerissen und zwei Herren kamen herein.

Beide behielten die spiegelblanken Cylinder auf dem Kopf und musterten durch ihr eingekniffenes Augenglas mit einer gewissen blasirten Frechheit das ganze Atelier und die in demselben anwesenden Personen.

Als ihre Blicke auf Marietta fielen, spielte ein unverschämtes Lächeln um ihre Lippen, vor dem das junge Mädchen erröthend die Augen niederschlug und bei dessen Anblick Gersdorf ebenfalls eine Röthe in die Wangen stieg, deren Ursache nicht mit Bestimmtheit aus seinen Zügen zu verrathen war.

Der eine der beiden Herren war groß und stark gebaut und mochte vierzig Jahre alt sein.

Sein Kopf war beinahe ganz kahl, während um das gebräunte Antlitz ein merkwürdig dichter, glänzend schwarzer Bart lief, der in Verbindung mit dem herausfordernden Blick und der kräftigen Figur der Erschei-

nung etwas Martialisches und Imponirendes gab, das es nicht räthlich erscheinen ließ, mit dem Herrn anzubinden.

Es war der Chevalier Nigri, nach seinem Aussehen und seiner eigenen Angabe ein Italiener von Geburt, der aber schon seit so langer Zeit nach Deutschland übergesiedelt war, daß er bereits seine Muttersprache gänzlich verlernt hatte.

Viele wollten daher behaupten, er sei ein österreichischer Jude, der sich einen falschen Namen gegeben habe, um mit demselben mehr Eindruck zu machen.

In der Gesellschaft genoß der Chevalier gerade nicht des besten Rufs, hauptsächlich weil er mit seinem brüsken und herausfordernden Wesen überall anstieß und bei jeder kleinen Meinungsverschiedenheit gleich mit einem Duell bei der Hand war.

Der andere Herr bildete einen ziemlich auffallenden Contrast zu dem eben beschriebenen.

Er war klein und mager, mit einer fast lächerlichen Eleganz gekleidet, und in jeder seiner Bewegungen drückte sich eine Abgespanntheit und Müdigkeit aus, die viele junge Leute unserer modernen Gesellschaft für eine unerlaßliche Eigenschaft wahrer Vornehmheit halten.

Dieser Herr nannte sich Herr von Sago und war in Berlin eine ziemlich bekannte Persönlichkeit, die man

auch mit dem Beinamen „der Bummler“ oder „das lebendige Modejournal“ beehrte.

Während der Andere nur für Kämpfe und Duelle schwärmte, fand dieser die Aufgabe seines Lebens darin, sich stets untadelhaft nach der neuesten Mode zu kleiden und seine Umgebung damit zu unterhalten, wie überaus anstrengend und kostspielig eine solche Existenz sei.

Die Sprache Nigri's war rauh und polternd, während Sago auch in dieser Beziehung den Mann der Mode nicht verleugnete und seinem Organ einen krähenden, knarrenden Ton verlieh, an dem man in dieser Saison stets den homme distingué erkennt.

In der vergangenen Saison hatte die Sprache etwas kindisch Lispelndes und kaum Hörbares, was entschieden noch weit häßlicher und alberner war.

Uebrigens sind beide Sprechweisen keine Erfindungen unserer Zeit, sondern nur Copien aus der französischen Vergangenheit.

„Es ist Alles schon dagewesen“, sagt der Rabbi Ben Akiba im „Uriel Acosta.“

Das Lispeln stammt aus der Zeit Ludwig's XIV. wo es zum feinen Ton gehörte, wenn die Edelleute des Hofes „lentement et du bout des lèvres“ sprachen, während das Krähen, verbunden mit der Affectation,

das R nicht aussprechen zu können, in den letzten Phasen der großen französischen Revolution auftauchte.

Die Vertreter dieser einfältigen Mode nannte man damals „Inc'oyables", über die sich Napoleon immer so sehr ärgerte, wenn er, noch als junger Artillerie-Lieutenant, auf den Boulevards flanirte.

„Ah!" knarrte Baron Sago, mit einem unverschämten Lächeln Marietta anblinzelnd und ohne den blanken Cylinder zu lüften, „ah, sehr angenehm, Fräulein, in der That, sehr angenehm, auf Ehre!"

Nigri warf ebenfalls einen frechen, fast beleidigenden Blick auf das junge Mädchen, aber er sagte nichts.

„Guten Morgen, lieber Professor", wandte sich Sago dann an den Maler, nachdem er unendlich vornehm gegähnt hatte; „wie geht's? Bild schon wieder weiter vorgeschritten? Sehr hübsch, wirklich außerordentlich hübsch!"

Und dann gähnte er noch einmal und ließ seine jungen Glieder mit der Hinfälligkeit eines Greises in einen Sessel sinken.

„Guten Morgen, Professor!" rief nun auch Nigri mit einer tiefen Baßstimme, und noch einen Blick auf Marietta werfend, setzte er hinzu: „Reizendes Mädchen! Ich beneide Sie darum, hol' mich der Teufel!"

Und dann ließ er sich ebenfalls auf einen Stuhl

nieder und schlug ein Bein über das andere, während seine Rechte, wie aus Gewohnheit, mit dem Fischbeinstöckchen einige Hiebe in die Luft machte, als habe er einen Schläger in der Hand.

„Ich empfehle mich gehorsamst", tönte da aus dem Hintergrunde des Ateliers Marietta's leise und zitternde Stimme.

„Adieu, Fräulein Marietta!" entgegnete Gersdorf mit einer Anstrengung, als wenn ihm jedes Wort weh thäte, das er sprach.

„Adieu, Marietta! Auf Wiedersehen!" rief Hallerstein mit herzlichem Ton, indem er einen ärgerlichen Blick auf seinen Freund warf.

Das Mädchen nickte ihm freundlich zu und verschwand dann schnell durch die Thür.

„Sehr nett, auf Ehre, sehr nett!" knarrte Sago, seinen Kneifer mit einer Grimasse aus dem Auge fallen lassend; „nur schade, daß wir mit unserer Gegenwart das holde Kind verjagt haben."

Gersdorf stieg noch einmal die Röthe in die Wangen und er griff unwillkürlich nach Pinsel und Palette, um weiter zu arbeiten.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Winterfeld, Adolf <<von>>,

Modelle humoristisch-socialer Roman

Bd.: 1

Leipzig (1868)
P.o.germ. 19 k-1868,13/16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104410-0